Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 64 (1968)

Heft: 1/2

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Zeitschriften und Bibliographien

Jahrbuch für Volksliedforschung. Im Auftrag des Deutschen Volksliedarchivs herausgegeben von *Rolf Wilh. Brednich*. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 11 (1966). 172 S.

In diesem nach wie vor aufwendigsten Periodicum unseres Fachgebiets kommen auch diesmal die lokale wie die internationale Forschung, die Einzeluntersuchung wie grundsätzliche Probleme zu ihrem Recht. *Hermann Strobbach* untersucht statistisch an einigen Beispielen, welche Wortarten und Begriffe in Volksliedern variabel sind; die Ergebnisse entsprechen dem, was man vernünftigerweise von vorneherein vermutet hätte. Von internationalen Arbeitsliedern der Matrosen (Shanties) handelt *Hans-Jürgen Wanner* mit Berücksichtigung von Text und Melodien; Zeugnisse finden sich nicht vor dem 18. Jahrhundert. Von der Wanderung einer französischen Melodie über Holland nach Schweden im 17. Jahrhundert berichtet *Marie Veldhuyzen*. Eine spannende Wanderung anderer Art schildert *Christoph Petzsch:* Wie die Handschrift des Lochamer Liederbuches (das er mittlerweile herausgegeben hat) im letzten Jahrhundert in verschiedene mehr oder weniger berufene Hände geraten ist. Von den drei Untersuchungen, die einzelnen Liedern nach dem bewährten Muster der «Deutschen Volkslieder mit ihren Melodien» gewidmet sind, sei wenigstens der Aufsatz der Jugoslawin *Zmaga Kumer* über ein deutsches Marienlied aus der ehemaligen Sprachinsel Gottschee angeführt: Es stammt nach Inhalt und Melodie sicher von den slowenischen Nachbarn, repräsentiert aber einen altertümlicheren Zustand als die heute bekannten Ableger der slavischen Vorbilder. (Kolonisten können somit auch in dem, was sie von der neuen Umgebung übernehmen, konservativ sein.) Die Verfasserin wird, wie *Brednich* in einem «Bericht» ankündigt, an einer schon vor 1914 vorbereiteten und jetzt vom DVA energisch an die Hand genommenen Edition der Gottscheer Lieder mitarbeiten. *Wolfgang Brückner* stellt ein weiteres volkstümliches Bild zum Marlborough-Lied, diesmal aus Deutschland, vor und ergänzt damit seine Ausführungen im SAVk 60. Besonders reich illustriert ist der umfangreichste Aufsatz des Bandes und zugleich sein Bijou: «Das Josefshosen-Motiv im Weihnachtslied und in der bildenden Kunst» von dem Antwerpener Museumsdirektor *Josef de Coo*. Bildzeugnisse haben den Verfasser darauf aufmerksam gemacht, dass Josef öfters (so auch auf einem Altarbild aus Biasca im Schweiz. Landesmuseum) das neugeborene Jesuskind in seine Strumpfhosen hüllt; im Weihnachtsspiel und -lied hat er dazu Entsprechungen gefunden, und er beleuchtet nun die oft etwas seltsame Rolle, die vor der Gegenreformation dem «Nährvater» Christi in den volkstümlichen Vorstellungen zugedacht war. (Zu erwägen wäre wohl noch, ob eine Beziehung zum oft bezeugten Brauch besteht, den Gebärenden Männerhosen überzulegen oder Neugeborene darein zu wickeln, «damit sie stark werden».) Den Beschluss der selbständigen Beiträge bildet ein aufschlussreicher Bericht von *Ion Talos* über Volksliedforschung in Rumänien. Trümpy

Heimat und Volkstum. Bremer Beiträge zur niederdeutschen Volkskunde, 1964/1965. Bremen, Verein für Niedersächsisches Volkstum, 1967. 192 S., Abb.

Die folgenden Beiträge in dieser wertvollen Zeitschrift seien kurz besprochen:

Karl Dillschneider, «Haus Mittelsbören und seine konstruktive Eigenart. Wiederaufbau eines alten Bauernhauses auf dem Gelände des Fockemuseums», 9–23. Es sei hier prinzipiell auf die Schwierigkeit des musealen und pflegerischen Problems hingewiesen; es ist bei der Transplantation des Hauses viel verändert worden: neue Materialien, Fenstergestaltungen, Wände und Inneneinrichtung; diese neuen Elemente waren von der Forderung bedingt, dass das Haus als Hülle für die Bergung von Museumsobjekten dienen sollte. Man darf sich füglich fragen, ob man anstelle einer geänderten – und damit doch, wissenschaftlich gesehen, verfälschten – Bauernhaushülle nicht gleich lieber einen modernen nüchtern-schönen Zweckbau erstellt hätte. Es scheint mir, das «romantische Heimatsehnen» sei hier recht weit gegangen.

Bernhard Rutenberg, «Vom Eulenloch zur Windfeder», 24–35. Das Eulenloch diente zur Beleuchtung, zum Rauchabzug, vor allem aber zur Durchlüftung (für diesen Zweck gibt es ähnliche Vorrichtungen an vielen Scheunen in allen Teilen von Europa). Die ursprünglich mit Heidekraut abgedeckte Öffnung des Eulenlochs wird später durch eine dreieckige Bretterwand ersetzt, die man als Windfeder bezeichnet. Sie wurde durch aufgemalte oder ausgesägte Ornamente verziert. In wohltuender Sachlichkeit stellt der Verfasser fest, dass sich irgendwelche Beweise für eine symbolische Bedeutung der Zeichen nicht beibringen liessen.

Angelus Gerken, «Holzschnittverzierungen an dem Gebälk niedersächsischer Bauernhäuser», 36–44. Die Einleitung ist von der Art, die ein Redaktor in seiner Zeitschrift einfach nicht mehr zulassen dürfte: Der imponierende Charakter des niedersächsischen Bauernhauses stellt einen Ausdruck der «Volksseele» dar; zur Ausschmückung dient «fernstes Ahnengut»; «Holz ist der echt germanische Bildstoff» (Solche, nicht nur dummen, sondern auch anmassenden, verallgemeinernden Behauptungen sollten nicht mehr vorkommen). – Die anschliessende Beschreibung der Verzierungen ist sachlich und gibt einen guten Überblick; einmal wird sogar – allerdings etwas widerwillig – zugestanden, dass selbst der «nüchterne, praktische Zweck» eine Schmuckform bedingt haben «könnte». Dass man über die möglichen Bedeutungen des bäuerlichen Ornamentes durchaus sachlich diskutieren kann, ist klar; der Verfasser versucht es in einer Schlussbetrachtung.

Bernhard Rutenberg, «Die Volksüberlieferungen und ihre Bedeutung für die Heimatforschung», 45–75. Eine methodisch vorzügliche Arbeit: volkstümliche Überlieferungen von dem, was früher gewesen sein soll, werden auf gründliche, vorurteilslose Art auf ihre Richtigkeit geprüft. Der Verfasser, der die geschilderte Gegend auf das genaueste kennt, kann bei jeder einzelnen der zehn Überlieferungen, die er nachprüft, genau feststellen, ob die Behauptungen ganz oder wenigstens teilweise wahr sind. Die beigegebenen Karten sind ein weiterer Beweis für die Gründlichkeit der Studie.

Götz Ruempler, «Der Pilgerapostel Jacobus major und seine Beziehungen zu Bremen», 97–104. Als Schutzpatron der Kaufleute genoss Jacobus major grosses Ansehen in den Hansastädten. Für Bremen galt noch besonders, dass sich hier die Pilger für ihre Schifffahrt nach Spanien zum Grab des Heiligen sammelten. Der Verfasser beschreibt die verschiedenen Kirchen, Statuen und Bildwerke des Heiligen in Bremen.

Auch die übrigen Aufsätze, welche das erste periodisch erscheinende gedruckte Nachrichtenblatt in Bremen und wohlfundiert sprachliche Fragen behandeln, bereichern das gute Jahrbuch. Den Schluss bildet eine Diskussion zwischen Hans Riepenhausen und Hermann Bausinger über dessen Buch «Volkskultur in der technischen Welt». Wildhaber

Demos. Internationale ethnographische und folkloristische Informationen. 8 (1967), Heft 2, Spalte 209–376. Berlin, Akademie-Verlag.

Das Demos-Heft mit seinen nützlichen Informationen ist wieder pünktlich und sorgfältig redigiert erschienen. Wir können nur immer wieder betonen, wie erfreulich und objektiv seine Berichterstattung ist; es orientiert über die jüngste Literatur der Länder von Ost- und Südosteuropa. Bei den Mitteilungen seien erwähnt der Nachruf auf Zoltán Kodály und die Berichte über das 60jährige Bestehen des bulgarischen ethnographischen Museums in Sofia und über das geplante Freilichtmuseum («Museum für Volksarchitektur») des slowakischen Museums in Martin. Eine gute Einteilung und detaillierte Register schlüsseln das Heft leicht auf. Wildhaber

Rocznik Muzeum Etnograficznego w Krakowie. Bd. 2, 1967. Kraków, Muzeum Etnograficzne. 267 S., Abb. Résumés français.

Es ist eine Freude, das 2. Jahrbuch des Ethnographischen Museums in Krakau in die Hand zu nehmen: es ist sorgfältig gedruckt, auf gutem Papier, mit guten Abbildungen und erst noch mit ausgezeichneten französischen Zusammenfassungen versehen. Man bedauert es, dass einige der Aufsätze nicht in extenso in deutscher Sprache zugänglich sind: ich denke vor allem an Karwicka und Witkowski. Vom verdienten und angesehenen

Direktor des Museums, *Tadeusz Seweryn*, stammen zwei Beiträge; der eine befasst sich mit «bäuerlicher Literatur», die für volkskundliche Aussagen Belegwert besitzt, der andere stellt einen Fallentypus, der aus der späteren Bronzezeit nachgewiesen ist, den heute bekannten polnischen Objekten gegenüber. – *Krzysztof Wolski* geht in eingehender Weise den Gründen für den schlechten Zustand der Viehzucht des 17. und 18. Jahrhunderts im San-Becken nach; er sieht die Ursache in den unaufhörlichen Kriegswirren. – Das Bauernhaus und die Wirtschaftsgebäude im Nordwesten der Wojwodschaft Krakau werden von *Jerzy Czajkowski* beschrieben; interessant ist der Hinweis auf die früher häufigen – heute recht seltenen – sechseckigen Scheunen. – *Halina Bittner-Szewczykowa* untersucht Textilgeräte: die Trockenhäuschen für Lein (die auch zum Trocknen von Früchten dienen), die Leinbrechen und ihre Herstellung und die auf der Bank befestigte Karde-Einrichtung. – Die Frage des Herkommens des hängenden Weihnachtsbaumes und -zweiges beschäftigt *Teresa Karwicka*. – Sehr schön ist die Untersuchung von *Czesław Witkowski* über die Abwehrmassnahmen gegen Sturm und Hagel. Sie können sich in kirchlich-religiösen Formen bewegen oder dann zu magischen Praktiken werden, wie etwa das kleine Wetterglöcklein, das in neun verschiedenen Kirchen getauft werden musste und das man nie zum Verkünden des Todes brauchen durfte. – *Irena Łopuszańska* gibt einen Beitrag über modernes Hochzeitsbrauchtum in einem Dorf in der Nähe von Krakau, und *Lutosława Hajówna* beschreibt dörfliches Weihnachtsbrauchtum. – *Zdzisław Szewczyk* gibt Rechenschaft über Museumsuntersuchungen im Distrikt von Olkusz; behandelt werden sterbendes Handwerk und volkstümliche Schnitzerei und Malerei. – Einen allgemeinen Überblick über die Museumssammlungen (mit einigen sehr schönen Bildern) stellt *Aleksandra Jacher-Tyszkowa* zusammen. Wildhaber

Muzeul Satului [Bukarest]. Anuar 1, 1966. 326 S., Abb.

Das «Dorfmuseum» – das Freilichtmuseum – in Bukarest bringt sein erstes, schön gestaltetes, gut illustriertes und reichhaltiges Jahrbuch heraus. Die 16 darin enthaltenen Aufsätze enthalten jeweils eine Zusammenfassung in englischer und französischer Sprache. Einen wesentlichen Anteil am Buch machen die zahlreichen und instruktiven Abbildungen aus. Die Verfasser sind Mitarbeiter am Museum. Über das Museum selbst, seine Geschichte und die darin aufgestellten 62 ländlichen Objekte orientiert der Direktor *George Focșa*. Einen eingehenden Überblick über die Mannigfaltigkeit der im Museum vorhandenen geschnitzten und verzierten Holzgeräte, Hausteile, Möbel und Musikinstrumente geben *Boris Zderciuc* und *Georgeta Stoica*. Von *Ion Chelcea* stammt ein wichtiger Beitrag zur Schafzucht und Hirtenkultur in der Gegend von Iași, die sich auf Grund des Wortmaterials mit den orientalischen Einflüssen als alt belegen lässt. Vom gleichen Verfasser sei auch ein Aufsatz über die Steinbearbeitung von Albești-Muscel erwähnt, die mit guten Photos belegt ist. Zur Kenntnis der Technik und der Verbreitung der Brandmalerei ist die Abhandlung von *N. Pascu* interessant; sie behandelt die Museumsobjekte, die aus der Gegend von Vrancea stammen. *G. Lazăr* beschreibt Objekte der Volkskunst mit ihren für die Gegend von Iași typischen Ornamenten. Die übrigen Beiträge, welche grösstenteils Probleme der praktischen Museologie, also der Konservierung, Präsentation, Katalogisierung und Popularisierung behandeln, müssen wir leider summarisch erwähnen. Wildhaber

Temenos. Studies in comparative religion. Presented by scholars in Denmark, Finland, Norway and Sweden. Helsinki, 1965, Vol. 1, 200 p.

Temenos est une nouvelle revue finnoise consacrée à des études de religion comparée, publication éditée par la "Finnish Society for the Study of Comparative Religion" fondée en 1963 et groupant des spécialistes en sociologie, psychologie, ethnologie, folklore, histoire de l'art, philosophie, philologie, théologie et religion comparée, sciences qui toutes, avec leur propre méthode de travail, peuvent apporter de précieux éléments à la compréhension de la religion au sens large du terme. Grâce à une telle revue les savants nordiques (danois, finnois, norvégiens et suédois) peuvent travailler ensemble et procéder ainsi à un échange d'informations. Comme les articles sont publiés en français, en anglais

ou en allemand la revue peut être diffusée en dehors des pays scandinaves, et informer ainsi un public beaucoup plus grand.

Temenos édite un numéro par année concernant tous les domaines en rapport avec l'étude de la religion comparée. On peut ainsi trouver, à titre d'exemple, les articles suivants dans le premier numéro: *Edsman, Carl-Martin*, «Histoire et religion»; *Haavio, Ari*, «Zur Soziologie der evangelischen Bewegung» (étude de la diffusion de l'Evangélisme en Finlande et analyse du comportement religieux des communautés évangéliques finnoises); *Hartman, Sven S.*, «Dionysos and Heracles in India according to Megasthenes: a Counter-argument»; *Hautala, Jouko*, «Survivals of the Cult of Sacrifice Stones in Finland» (étude historique des pierres à cupules – en Scandinavie elles datent de l'âge de la pierre et du bronze – de leur répartition en Finlande, et des croyances et des rites les concernant – liés pour la plupart au culte de la fertilité – qui existent encore par place de nos jours); *Hultkrantz, Ake*, «The Study of North American Indian Religion: Retrospect, Present Trends and Future Tasks»; *Koskinen, Aarne A.*, «tuhi: A Polynesian Word with Magic Connotations»; *Jansen, H. Ludin*, «Die Hochzeitsriten im Tobitbuche»; *Paulson, Ivar*, «Die rituelle Erhebung des Bärenschädels bei arktischen und subarktischen Völkern» (étude d'un aspect particulier du complexe plus vaste du «rituel de l'os» lié aux croyances magico-religieuses des peuples chasseurs du nord de l'Europe et de l'Asie [finnois-ougriens-ouraliens] et de l'Amérique du nord). On peut ainsi se rendre compte que l'évantail des sciences concernées est très large. Chaque numéro contient également les comptes-rendus des ouvrages récemment parus traitant des problèmes de religion comparée.

A. Jeanneret

Nederlandse volkskundige bibliografie. Systematische registers op tijdschriften, reekswerken en gelegenheidsuitgaven. Bd. 5: *Chris. Vercruysse*, Westvlaamse tijdschriften 1850–1960. Antwerpen, Centrum voor Studie en Documentatie, 1967. LXXVIII, 279 S.

2125 Titel hat der Herausgeber des 5. Bandes der volkskundlichen Bibliographie des niederländischen Sprachgebietes aus den westvlamischen Zeitschriften der letzten 100 Jahre zusammentragen können. Die meisten dieesr Zeitschriften sind regional geblieben und haben kaum eine stark erweiterte Flächenwirkung gehabt. Es handelt sich um nicht ganz 30 Periodica, die vom Bearbeiter in ihrer Stellung innerhalb der Volkskunde allgemein und in West-Vlandern im besonderen dargestellt werden. Sehr verdienstlich – auch für eine geschichtliche Betrachtung – ist, wie immer, die Behandlung der einzelnen Zeitschriften nach ihren äusseren und inneren Gegebenheiten. Der Initiator und Betreuer der Reihe, Karel Peeters, weist im Vorwort auf gewisse Schwierigkeiten und Nachteile der alten «Hoffmann-Krayer-Systematik» hin (die dem Rezensenten nur allzu gut ebenfalls bekannt sind!); praktische Erwägungen haben ihn zu einer Unterteilung der Abschnitte «Tracht» und «Nahrung» veranlasst; wir halten sein Vorgehen für durchaus berechtigt; schliesslich muss eine generelle Rahmeneinteilung die Möglichkeit für regionale Sonderausformungen, innerhalb des Rahmens, gewährleisten.

Wildhaber

Festschriften, Jahrbücher, Sammelwerke, Atlanten

In memoriam Arthur Haberlandt (1889–1964). Sonderdruck aus: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 95. Bd., 1965, S. 269–338.

In der Einleitung wird Haberlandt von R. Wolfram als Volkskundler und Museumsdirektor und von Robert Heine-Geldern als Ethnologe gewürdigt. Im weitern enthält das Heft fünf volkskundliche Aufsätze von hohem Wert, die sich alle mit relikthaften Altertümlichkeiten befassen. *Richard Wolfram* schildert, um einen ursprünglichen Sonnenkult plausibel zu machen, nach eigenen Erfahrungen, welche Freude in norwegischen Talschaften das Wiedererscheinen der Sonne zwischen Winter und Frühling hervorruft; man begrüsst sie durch Entblössen des Kopfs und lässt sie Butter schmelzen, Bräuche, die ihre Parallelen in Alpentälern haben. (Entgangen ist dem Verf. die Nachricht aus Glarus

bei E. Buss, in: SAVk 4, 266, dass ältere Leute vor der Sonne das Haupt entblössten, wenn sie zum ersten Mal wieder hinter dem Glärnisch hervorkam. Der Rez. hat das zwar nicht mehr erlebt, kann aber bestätigen, dass die ganze Bevölkerung das Ereignis mit Sehnsucht erwartet.) – *Helmut Fielhauer* handelt von Karfreitagsfeuern, die in einem kleinen geschlossenen Gebiet Niederösterreichs und in vereinzelten weiteren Orten vorkommen. Der besondere Termin war bisher so gut wie unbekannt, aber er fügt sich u.E. mühelos ins Bekannte ein. – *Franz Lipp* führt Belege für Tierschädel an, die im Mondseeland an Dachfirsten befestigt waren; als Zweck wird meist Schutz vor Viehkrankheiten angegeben (vgl. für die Schweiz: Rez., in: SAVk 62, 6), so dass der im Titel und Text verwendete Ausdruck «Opfer» kaum gerechtfertigt ist. – Ausgezeichnete Ausführungen über Maskengestalten zur Mittwinterzeit bringen *Ernst Burgstaller* («Über einige Gestalten des Thomasbrauchtums in Oberösterreich») und *Karl Haiding* («Berchtenbräuche im steirischen Ennsbereich»), beide nach eigenen Aufnahmen und mit schätzenswerten Angaben über den Stand der Forschung. Trümpy

75 Jahre Museum für Volkskunde zu Berlin, 1889–1964. Festschrift. Berlin 1964. 240 S., 64 Taf.

Diese Festschrift für das Museum für Volkskunde in (Ost-)Berlin enthält zwölf Aufsätze, die eine wertvolle Bereicherung der Sachvolkskunde und des Brauchtums bedeuten. Der Überblick über «Die Entwicklung des Museums für Volkskunde von 1889 bis 1964», den der jetzige Direktor des Museums, *Ulrich Steinmann*, beisteuert, ist zugleich ein Überblick über die Entwicklung der Volkskunde-Bestrebungen in Deutschland. Die Geschichte des 1889 von Rudolf Virchow gegründeten «Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes» ist recht bewegt, und Steinmann stellt sie vorzüglich dar. *Wolfgang Jacobeit* und *Rudolf Quietzsch* bieten – wie bei ihnen als selbstverständlich erwartet werden darf – einen ihrer kenntnisreichen und weitgespannten Beiträge zum «Bäuerlichen Arbeitsgerät im Museum für Volkskunde zu Berlin»; sie behandeln darin im wesentlichen den Häufelhaken und andere Häufelgeräte, die Holzegge, den Garbenbindstock, die Dreschgeräte, die Geräte des Zuckerrübenbaus, Schlitten und Schleife, Joche; mit dem Text verbinden sich klare und nützliche Abbildungen. Mit Vergnügen wird man auch den Artikel von *Reinhard Peesch* über «Die Knüttstöcke von Bergen auf Rügen» lesen; unter ihnen versteht man das offizielle Modell, nach welchem die Fischer ihre Stöcke zum Stricken der Fischernetze anzufertigen hatten. Weitere Aufsätze, deren Verfasser anerkannte Fachleute sind, befassen sich mit dem «Bootsbau in Brandenburg» *(Wolfgang Rudolph)*, mit den «Mecklenburg-vorpommerschen Durchgangshäusern des 18. Jahrhunderts» *(Karl Baumgarten)*, den «Bäuerlichen Möbeln aus Niederösterreich im Volkskunde-Museum zu Berlin» *(Leopold Schmidt)*, der «Spanbeleuchtung» *(Joachim Pommerening)* und den «Beziehungen zwischen Gewebebreite und Schnitt bei alten volkstümlichen Hemdformen» *(Erika Karasek)*. *Brigitte Born* schildert ein bisher nicht bekanntes Beispiel eines «Egerländer Hochzeitszuges auf einem Zinnteller aus Schönfeld bei Schlaggenwald». Für das Brauchtum der Volksspielbereiche ist der kurze Aufsatz von *Johanna Jaenecke-Nickel* über «Abschussvogel und Abwurftaube» wohl am ergiebigsten. Eine ganz besondere Erwähnung verdient der letzte Beitrag «Montanethnographie und Museum», der von *Helmut Wilsdorf* verfasst ist. In einem «ABC der bergbauvolkskundlichen Sammelobjekte» geht er auf alle Einzelerscheinungen ein, um sie dann in einer «Aufgliederung der bergbauvolkskundlichen Museumsgegenstände» systematisch zu sichten und zu gliedern. – Die Festschrift enthält ein Personen- und Stichwortregister. Dankbar sei auch die reiche Ausstattung mit Tafeln hervorgehoben. Hiezu eine kleine Bemerkung: auf der Tafel 6 wird als Herkunftsort einer Maske Zürich angegeben. Das kann auf keinen Fall stimmen; die Stadt Zürich hat nie Holzmasken gekannt; es könnte sich um eine der seltenen Masken des Zürcher Unterlandes handeln, viel eher aber um eine Lötschentaler Maske, die um 1900 herum erstmals bei Zürcher Antiquitätenhändlern auftauchten.

Wildhaber

Arbeit und Volksleben. Deutscher Volkskundekongress 1965 in Marburg. Göttingen, O. Schwartz, 1967. XI, 442 S., 36 Bildtaf., zahlreiche Abb., Pläne, Karten und Notenbeispiele im Text. (Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung an der Philipps-Universität Marburg-Lahn, Allgemeine Reihe, 4).

Der stattliche, vorzüglich gegliederte und durch umfangreiche Personen-, Sach- und Ortsregister aufgeschlüsselte Kongressband beginnt mit einer vielversprechenden Gesamtschau von *G. Heilfurth* über die «Arbeit als kulturanthropologisch-volkskundliches Problem», welche ausser einem gedrängten Abriss der Geschichte der volkskundlichen Arbeitsforschung im deutschsprachigen Gebiet auch programmatische Ausführungen enthält, die von der Volkskunde die Kenntnisnahme soziologischer und kulturanthropologischer Zusammenhänge verlangen. In der Folge kommen Vertreter der Spezialgebiete kapitelweise zum Wort. Jedem Kapitel ist der am Schluss der Marburger Tagung von dem betreffenden Gruppenleiter abgegebene zusammenfassende Bericht vorangesetzt, was die Übersicht über das vielschichtige Material wesentlich erleichtert. Als Leiter der Arbeitsgruppen fungierten *B. Schier* (Haus- und Siedlungsforschung), *W. Hansen* (Geräteforschung), *T. Gebhard* (Volkskunstforschung), *Emil E. Ploss* (Sprachforschung), *L. Röhrich* (Erzählforschung), *R. W. Brednich* (Lied-, Musik- und Tanzforschung), *J. Dünninger* (Brauchforschung) und *A. Perlick* (Ostdeutsche Volkskunde).

Unter dem Titel *Haus- und Siedlungsforschung* finden wir zunächst einen Bericht von *W. Haarnagel* über «Wirtschaftsform und Arbeitsleben in der frühgeschichtlichen Siedlung Feddersen-Wierde». Auf Grund einer Grabungskampagne, deren Resultate kartographisch wiedergegeben werden, vermittelt der Verfasser einen Einblick in die soziale Schichtung und in die Arbeitsteilung der von ihm untersuchten Werftensiedlung im Lande Wursten bei Bremerhaven. *G. Eitzen* («Bauernhausformen und ihre Beziehungen zu Wirtschaftsformen») widerlegt die irrige Annahme von einem ursächlichen Zusammenhang zwischen Viehwirtschaft und Einbauten, warnt vor einseitig funktionalistischer Betrachtungsweise der Bauernhausformen und unterstreicht die Wanderung der Kulturformen von Nordeuropa über das östliche Mitteleuropa und die Alpenländer bis nach dem nördlichen Spanien. *K. Baumgarten* («Die älteren Landarbeiterkaten in Mecklenburg») und *H. Schilli* («Wohnbauten in den Glashütten des Schwarzwaldes zwischen 1600 und 1900») bringen die Wohnsitten in Zusammenhang mit Erbsitte, Wanderarbeiterwesen, Arbeitsteilung nach Geschlechtern und Genossenschaftswesen, während *Irmgard Lange* («Formen und Entwicklung des Bergmannshauses von den Anfängen bis zur Gegenwart») ein grosszügiges landschaftlich und zeitlich differenziertes Bild der deutschen Bergmannswohnungen entwirft, wobei sie dem Nebeneinander von Bergarbeit und Kleinbauernwirtschaft besondere Beachtung schenkt. *W. Sage* («Einflüsse auf die Herausbildung bürgerlicher Haustypen») zeigt, wie die Hallenhäuser vom Lande in die Stadt wanderten und im 16. Jahrhundert als Bürgerhäuser wieder aufs Land zurückkehrten. *G. von Schönfeldt* («Gedanken zur Gestaltung moderner Bauernhöfe im Wandel der ländlichen Arbeits- und Wirtschaftsformen») äussert sich kulturphilosophisch über neue siedlerische Experimente auf dem Lande.

Die Vorträge über die *Geräteforschung* von *W. Hansen* («Aufbau und Zielsetzung einer Kommission für Geräteforschung»), *A. Lühning* («Gerätekundliche Feldforschung in Schleswig-Holstein»), *W. Jacobeit* («Die Inventarisation bäuerlicher Arbeitsgeräte») und *G. Wiegelmann* («Die räumliche Methode in der Geräteforschung») betonen die Notwendigkeit, die Sammelobjekte anhand von Ergänzungsaufnahmen mit verfeinerter Forschungstechnik in ihren funktionalen und räumlichen Zusammenhang hineinzustellen und die Bemühungen um die Geräteforschung zu koordinieren, während *R. Peesch* («Zur Tradierung von Gerät und Arbeitserfahrung») das Gerät als «Objektivation tradierter Arbeitserfahrung und individueller Handfertigkeit» sieht und den theoretisch fruchtbaren Begriff von der «Reduktion der traditionellen Arbeitswelt» einführt.

Im Kapitel *Volkskunstforschung* behandelt *Gislind M. Ritz* («Feiertagsarbeit») das künstlerisch betonte Arbeitsverhalten ausserhalb der normalen Arbeitszeit, doch am Arbeitsort selbst. *M. Bachmann* («Die Widerspiegelung des Bergbaues in der traditionel-

len Holzschnitzerei des sächsischen Erzgebirges») schildert die vielfach mechanisch bewegten volkskünstlerischen Gestaltungen des Bergwerkslebens (bei «Geduldflaschen», Bergwerksmodellen, Krippen, Weihnachtsbergen) auf Pyramiden, Leuchtern und im Spielzeug, während *Christa Pieske* («Hersteller religiöser Kleingraphik») den Verfertigern von Memento-mori-Klappbriefen nachgeht und die Motive zur Erzeugung solcher Graphik herausarbeitet. *T. Gebhard* («Primitivmöbel») erweitert den Rahmen der Volkskunstforschung durch Berücksichtigung von Objekten vor aller handwerklichen Möbelherstellung und verfolgt den Prozess des allmählichen «Beweglichwerdens» von Sitz- und Liegegelegenheiten, Aufhängevorrichtungen, Behältnissen und Arbeitsmöbeln.

Von der *Sprachforschung* her fordert *H. Steger* («Sprache und Arbeit»), neben das herkömmlich historische Verfahren Bestandesaufnahmen aus soziologischer, sozialpsychologischer und anthropologischer Sicht zu setzen. *D. Möhn* («Zur Sprache der Arbeit im industriellen Grossbetrieb») berichtet über eigene Forschungen zur Gliederung der Betriebssprache in verschiedene Ebenen (Umsetzung der chemischen Schriftsymbole in mündliche Rede unter wachsendem Einfluss der Alltagssprache vom Forschungslabor bis zur Werkhalle). *G. Kettmann* («Die Sprache der Elbschiffer») zeigt, wie die konservative Bordsprache durch die Kontorsprache und die Amtssprache eine Ausweitung erfährt und beim Schiffer zu einer gewissen «Mehrsprachigkeit» führt. *K. Kehr* («Die Sprache der Wald- und Forstarbeit») geht der sprachhistorischen Entwicklung von der noch mit der bäuerlichen Waldarbeit verbundenen «Holzhauersprache» zur überregionalen Fachsprache des geschulten Waldarbeiters nach, und *E. Ploss* («Die Sprache der Alchimisten») zeigt, wie sich eine mittelalterliche Fachterminologie auf verschiedenen sprachlichen Ebenen (Lyrik, Umgangssprache, moderne Fachsprache) fortsetzt.

Der Leiter der Arbeitsgruppe *Erzählforschung*, *L. Röhrich*, stellt in seiner «Einführung in den Themenkreis» fest, dass weder das «Handwörterbuch des deutschen Märchens» noch das «Handwörterbuch der Sage» einen Artikel «Arbeit» enthalten und dass das «Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens» nur von volksgläubigen Arbeitsverboten spricht. Der Wertung der Arbeit und ihres Gegenpoles, der Faulheit, wurde von der Erzählforschung bisher nicht die nötige Aufmerksamkeit zuteil. *Elfriede Moser-Rath* («Das Thema 'Arbeit' in der Volkserzählung») berichtet, ausgehend von der ursprünglich negativen Einstellung zur Mussarbeit, von deren ethischen Aufwertung in der Volksliteratur und berührt ausserdem die Bestrafung religiös und abergläubisch bedingter Arbeitsverbote durch himmlische, bzw. dämonische Wesen. Die Ausführungen von *S. Neumann* («Arbeitserinnerungen als Erzählinhalt») zeigen, dass mit dem Absterben der «klassischen» Gattungen der Volkserzählung die von den Eindrücken des Arbeitslebens gespeisten Erinnerungserzählungen vermehrtes Interesse der Forschung verdienen. *H. Weisser* («Das Verhältnis zur Arbeit bei der unterbäuerlichen Schicht in der deutschen Volkssage») weist die Hauptmotive nach, welche für die von ihm ins Auge gefasste Volksgruppe wesentlich sind: der Wunsch nach Arbeitserleichterung vom übernatürlichen Bereich her, seelisches Abhängigkeitsgefühl gegenüber der Herrenschicht, Strafen für Verstösse gegen die Arbeitsmoral sowohl bei der Herrenschicht als auch bei der bäuerlichen Unterschicht. Aus dem Leben gegriffen sind die Erzählerlebnisse mit Alppersonal, Bergleuten, Köhlern und Störhandwerkern, von denen *K. Haiding* («Das Erzählen bei der Arbeit und die Arbeitsgruppe als Ort des Erzählens») berichtet.

Die *Lied-, Musik- und Tanzforschung* ist durch Beiträge von *E. Klusen* («Musik zur Arbeit heute»), *W. Suppan* («Volks[völker-]kundliche und soziologische Gedanken zum Thema Musik und Arbeit»), *A. Anderluh* («Das Lied der Arbeit im deutschen Alpenland») und *E. Stockmann* («Volksmusikinstrumente und Arbeit») vertreten. Während sich die drei letztgenannten Beiträge vorwiegend mit der traditionellen vokalen und instrumentalen Arbeitsmusik im Sinne Karl Büchers («Arbeit und Rhythmus») beschäftigen, wendet sich E. Klusen auf Grund von Probeerhebungen, die vom «Institut für musikalische Volkskunde an der Pädagogischen Hochschule Neuss» in fünf Betrieben verschiedener Branchen durchgeführt wurden, der mechanisch übertragenen Hintergrundmusik zu, die ein «angenehmes, gewinnbringendes Arbeitsmilieu schaffen will» und kein «angespanntes Hören» herausfordert.

Im Kapitel *Brauchforschung* vermittelt *F. Sieber* («Beziehungen zwischen Arbeit und Brauchtum») einen grundsätzlichen Rahmen in thematischer Ordnung, wobei er folgende Schwerpunkte hervorhebt: Arbeitsbrauch als Ausdruck suprarealer Vorstellungen, Rhythmisierung, agonales Verhalten, Initiationszeremonien, Arbeitsfeste als repräsentative Selbsterhöhung der Arbeitsgruppe. *Karl-S. Kramer* («Arbeitsanfang und -abschluss als Kernelement des Brauchtums») zeigt auf, wie die «Anlassgebundenheit» zahlreicher Bräuche mit der Zeit «termingebunden» werden kann und so dem Bedürfnis nach Gliederung der Zeit entspricht, was dazu führt, dass Arbeitsbräuche auch dann noch überleben, wenn die arbeitsmässigen Grundlagen des Brauches nicht mehr bestehen. Volkskundliche und soziologische Betrachtungsweise führen zu neuen Ergebnissen bei *Ingeborg Weber-Kellermann* («Arbeitsbräuche und Arbeitsfeste der Drescher»), indem die Dreschbräuche als Ausdruck des sozialen Gruppenbewusstseins der Arbeitserziehung (Hänselbräuche) und auch des sozialen Ausgleiches erscheinen (Sonderleistungen des Arbeitgebers). *W. Ahrens* («Funktion und Sozialkraft des Handwerksgrusses») zeigt die Bedeutung des oft sehr langen und komplizierten Handwerkgrusses auf, durch welchen sich die Zunftgesellen auf ihren Wanderungen legitimierten, um der Arbeitsvermittlung oder der Wanderunterstützung teilhaftig zu werden.

H. Schwedt («Arbeit und soziale Integration») und *F. Krins* («Die ostdeutsche Einwanderung in das Ruhrgebiet vor 1945») befassen sich im Kapitel *Ostdeutsche Volkskunde* mit den Anpassungsmechanismen ostdeutscher Volksgruppen in Westdeutschland. Während Schwedt dem kulturellen Schicksal der Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg nachgeht, behandelt Krins die ostdeutsche Einwanderung vom 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg. In beiden Arbeiten kommt die starke Prägung der Menschen, von denen viele ursprünglich keine Beziehung zur industriellen Arbeit und zur städtischen Lebensweise hatten, durch die neuen spezifischen Anforderungen und vom Stil der Arbeit her deutlich zum Ausdruck.

Nicht alle Beiträge berühren das zentrale Thema des Kongresses «Die Arbeit in ihrer Bedeutung für die menschliche Welt» in direkter Weise. Am ehesten werden dem hochgesteckten Ziele diejenigen Arbeiten gerecht, welche sich von der im deutschsprachigen volkskundlichen Schrifttum allzu lange geübten Praxis der Ausklammerung soziologischer Fragestellungen entschieden gelöst haben. A. Niederer

Populus revisus (Beiträge zur Erforschung der Gegenwart). Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1966. 187 S. (Volksleben, 14).

Dieses Heft enthält die Vorträge und die Diskussionsprotokolle einer Tagung, zu der *Hermann Bausinger* im April 1966 die an deutschen Universitäten tätigen Dozenten für Volkskunde nach Tübingen eingeladen hat; Thema der Aussprache war «Das Volksleben unserer Zeit». Was damals in verhältnismässig kleinem Kreise behandelt wurde, ist nun dank dieser Publikation jedem Interessenten zugänglich. Der Titel (den ein Römer nicht verstanden hätte) will etwa besagen: «Revision der volkskundlichen Forschungsziele». Dass die Beteiligten ein «populus unanimus» gewesen wären oder dass sie wenigstens am Ende zu einer Einigung gekommen wären, wird kein Leser behaupten wollen; spätere Forscher werden sich vielleicht überlegen, wie weit die verschiedenen Haltungen im Jahre 1966 auf bestimmte wissenschaftliche Traditionen, wie weit auf persönliches Temperament zurückgegangen sind. In einer Hinsicht immerhin herrschte Einigkeit: dass auch die Gegenwart legitime Ansatzpunkte für volkskundliche Forschung bietet. Die Abgrenzung gegenüber der Soziologie bildet da allerdings eine beträchtliche crux, auf die mehr als einmal die Rede gekommen ist. Was *Walter Hävernick* (Hamburg) in seinem Referat über Volkskunde der Großstadt dazu bemerkt hat (S. 102), erscheint uns glücklich: «Auf jeden Fall können wir... aus den Arbeiten der Soziologie immer lernen, ohne dieser Wissenschaft gegenüber den Boden unter den Füssen zu verlieren: unsere Vertrautheit mit der geschichtlichen Entwicklung gibt uns stets einen unangreifbaren Rückhalt gegenüber unseren fachlichen Nachbarn.» Auf die ungebrochene Bedeutung eben dieser historischen Forschung hat *Karl-S. Kramer* (Kiel) in seinem einleitenden Referat hinge-

wiesen. *Bausinger* seinerseits legt dar, dass der «Folklorismus» nicht erst eine Erscheinung der Gegenwart ist, und *Ingeborg Weber-Kellermann* (Marburg) möchte Entsprechendes für den Begriff der Mode feststellen. *Johannes Künzig* (Freiburg i.Br.) demonstriert, wie man Altes und Neues mit Hilfe der heutigen Technik festhalten kann. *Herbert Schwedt* (Tübingen) untersucht (in Fortführung der Arbeiten von Rudolf Braun) die Wirkung der Industrialisierung auf das Volksleben. Wertvolle konkrete Forschungsergebnisse finden wir auch in den Vorträgen von *Wolfgang Brückner* (Frankfurt) über «folkloristische» Bemühungen südhessischer Heimatvereine, von *Herbert Freudenthal* (Hamburg) über Vereine in Hamburg (darüber hat er inzwischen ein umfangreiches Buch publiziert), von *Ina-Maria Greverus* (Marburg) über «Anpassungsprobleme» italienischer Arbeiter in Deutschland, von *Georg R. Schroubek* (München) über Wallfahrten, welche Vertriebene aus dem Osten in Bayern neu begründet haben (mit bemerkenswerten Angaben über neue Legenden), von *Rudolf Schenda* (Tübingen) über die in katholischen Kirchen zum Verkauf aufliegenden Schriftchen. So nötig von Zeit zu Zeit eine «Standortsbestimmung» für die Volkskunde ist, sie ist nur lebensfähig, wenn sie im Kontakt mit dem Leben, sei es der Vergangenheit, sei es der Gegenwart, bleibt; dass wir uns um ihre Lebendigkeit keine Sorgen zu machen brauchen, das ergibt sich mit aller wünschbaren Deutlichkeit aus der angezeigten Schrift. Trümpy

Elfriede Grabner, Volksmedizin. Probleme und Forschungsberichte. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1967. VIII, 575 S. (Wege der Forschung, 63).

Elfriede Grabner hat sich seit vielen Jahren mit dem intensiven Studium der Volksmedizin beschäftigt; sie war also wohl am besten berufen, dieses verdienstvolle Forschungsbuch herauszugeben. In einer kurz gefassten Einleitung gibt sie einen summarischen Überblick über die verschiedenen Forschungstendenzen und wesentlichen Arbeiten zum Thema innerhalb des Zeitraumes von ungefähr 50 Jahren, wobei sie sich im wesentlichen auf das deutschsprachige Schrifttum beschränkt. Sie hat in kluger und gut überlegter Auswahl 22 Aufsätze zusammengestellt, die alle bereits publiziert vorliegen, wovon 17 in deutscher Sprache. Drei Arbeiten sind von Niko Kuret aus dem Slovenischen und Serbokroatischen übersetzt worden und damit in einer westlichen Sprache zugänglich geworden. Auch zwei englische Aufsätze sind der Bequemlichkeit halber ins Deutsche übertragen worden. Die geographische Auswahl der Arbeiten ist nicht ganz klar: zumeist sind es Abhandlungen aus dem deutschsprachigen Raum; neben den erwähnten drei jugoslavischen Aufsätzen findet sich auch noch je einer aus Dänemark, Norwegen, Schweden und Finland. Einige vorzügliche italienische, französische, iberische, rumänische und amerikanische Werke sind hier nicht berücksichtigt. Woran es der Herausgeberin lag, konnte sie sicherlich mit ihrer Auswahl vortrefflich zeigen; dies nämlich: wie die Wechselwirkungen zwischen Volksmedizin und Schulmedizin einem mehrfachen Wandel unterliegen, der seinen Niederschlag natürlich ebenso sehr in der gesamten Wissenschaftsgeschichte findet. Dann zeigt sich in Elfriede Grabners Zusammenstellung mit überraschender Klarheit, wie sich zunächst Ärzte und Medizinhistoriker, aber auch Rechtswissenschaftler und Botaniker dem Problem zuwandten. Erst Jungbauer gab 1934 – nach der Aussage des Herausgeberin – erstmals eine Zusammenfassung volksmedizinischer Praktiken und Vorstellungen von rein volkskundlicher Seit her. In ihren zahlreichen volksmedizinischen Aufsätzen hat Elfriede Grabner immer wieder erkennen lassen, dass ihr nicht nur die Volkskunde, sondern auch die Medizinhistorie vertraut sind, und dieses Vertrautsein mit der Materie spürt man auch in der guten Auswahl der Abhandlungen. Auf diese im einzelnen einzugehen, erscheint uns hier nicht der Platz zu sein, da sie ja auch nicht im einzelnen wirken sollen, sondern in ihrer Zusammenschau als Spiegelbild der geschichtlichen Wertung der Volksmedizin. Wildhaber

Kultura ludowa Wielkopolski. Red. *Józef Burszta*. Bd. 3. Poznań, Wydawnictwo Poznańskie, 1967. 616 S., Abb. Englische Zusammenfassungen.

Mit dem vorliegenden dritten Band (der erste erschien 1960, der zweite 1964) ist die regionale Gesamtschau über «Grosspolen» beendet. Alle Aufsätze (mit guten und brauch-

baren englischen Zusammenfassungen) untersuchen ihre Aufgaben in geschichtlichem Rückblick über das 19. Jahrhundert hinweg bis hin zur Gegenwart, bis zum Prozess des Aufgebens regionaler Besonderheiten. Die Beschreibung des Ergebnisses dieses Modernisierungsprozesses, das sogenannte «moderne Dorf», ist hier nicht behandelt; Untersuchungen hierüber sind aber bereits von Posen aus eingeleitet worden. Es ist eine reiche Fracht von mannigfaltigen Themen im Band vereinigt; wir können sie leider nur kurz andeuten. Das Jahresbrauchtum *(Janina Dydowiczowa)* war, wie es in einem so eminent agrarischen Land nicht anders zu erwarten ist, eng an die Landwirtschaft gebunden; heute ist es praktisch fast ganz verschwunden. Das Brauchtum des Lebenslaufes wird von drei Verfassern untersucht: Geburt (*Medard Tarko;* was hier allzu betont als slavisch ausgegeben wird, ist im grossen und ganzen doch ziemlich gesamteuropäisch), Hochzeit (*Aleksandra Wojciechowska;* mit einer Analyse der einzelnen Stadien des Festablaufes) und Begräbnis (*Józef Burszta;* er stellt die damit verbundenen Bräuche in die europäische Gleichartigkeit hinein; slavisch dürfte die Vorstellung des Todes als «Tödin» sein). Interessante Vergleichsmöglichkeiten bietet der Aufsatz von *Walerian Sobisiak* über Volksrecht, z.B. Ehekontrakte, Erbrecht, Kauf und Verkauf, Gesindetermine. *Jadwiga Sobieska* gibt eine Beschreibung der Geschichte und der Bestände der volksmusikalischen Sammlung; die Volksmusik ist heute im wesentlichen an Feste gebunden. Bei den volkstümlichen Musikinstrumenten – behandelt von *Danuta* und *Aleksander Pawlak* – zeigt sich noch eindeutiger, wie ihr Spiel heute von offiziellen Folkloregruppen übernommen wird; die Selbstherstellung der Instrumente verschwindet. Typisch für die Region ist der Dudelsack, vor allem das aus weissem Ziegenfell hergestellte Instrument. Das Zustandekommen der Sammlungen über das ganze Gebiet der Volksliteratur und die noch verbleibenden Aufgaben hierin stellt *Stanisław Świrko* in seinem Aufsatz dar. Die Dialekte und ihre Bedeutung für eine volkskundliche Betrachtungsweise schildert *Monika Gruchmanowa*. In seiner Abhandlung über die Volksmedizin geht *Józef Burszta* vor allem auf die Heiler und die verschiedenen Heilkräuter ein, die in Wechselwirkung mit der offiziellen Medizin stehen. Bei den Dämonen und dämonenähnlichen Vorstellungen, wie sie von *Tadeusz Wróblewski* beschrieben werden, möchte man sich wohl am ehesten eine vollständige Textübersetzung wünschen: die Vilen und das Mittagsgespenst sind erwähnt; die Irrlichter sind die Seelen ungetauft gestorbener Kinder; Teufel und Hexe werden ebenfalls in diesem Kapitel behandelt. Damit gleitet es dann über in den folgenden Beitrag von *Zbigniew Jasiewicz*, der auf Hexerei und Zauberei eingeht; er unterscheidet verschiedene Phasen der Entwicklung: die dämonischen Hexen gehen über in die ziemlich harmlosen Dorfhexen; heute ist der Hexenglaube nur noch bei Vertretern der älteren Generation zu finden. Der gleiche Verfasser hat auch den folgenden Beitrag über Prophezeiung und Vorzeichen geschrieben; er unterscheidet besonders zwischen Wahrsagern im privaten Familienkreis und professionellen Wahrsagern. *Tadeusz Wróblewski* hat den letzten Beitrag über den Wandel der Vorstellungen über die Welt beigesteuert. Im allgemeinen sind diese Vorstellungen über die Erschaffung der Welt, über Sonne, Mond und Sterne in ganz Mitteleuropa einigermassen gleichartig; einzig die Unterscheidung von lebendigem und totem Wasser dürfte sich nicht überall finden.

Wildhaber

Glaubenswelt und Folklore der sibirischen Völker. Hrsg. von *V. Diószegi*. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1963. 534 S., 151 Abb.

Das vorliegende Buch ist dem Andenken Antal Regulys (1819–1858) gewidmet, jenes vielseitig interessierten ungarischen Juristen, Geographen, Ethnologen und Linguisten, dessen besonderes Augenmerk der Erforschung der finnisch-ugrischen Völker gehörte. Der Band enthält Arbeiten von 28 Wissenschaftlern aus verschiedenen Ländern. Worum es ihnen dabei geht, das stellt *Béla Gunda* in seinem Vorwort (S. 14) fest: «Sie beleuchten die Probleme des nordeurasischen Schamanismus, Totemismus, der Bestattungsriten, des Bärenkults und anderer Erscheinungen nach verschiedenen Methoden. Einig sind sie sich jedoch in der Erkenntnis, dass nur internationale Zusammenarbeit zur Lösung dieser Probleme verhelfen kann.»

Im ersten Artikel (S. 17–28) ruft *J. Kodolányi jr.* in knapper, aber gut informierender Weise die einzelnen Stationen des Lebens von Antal Reguly, seine Reisen, seine Arbeiten und seine Wirkung auf spätere Forscher in Erinnerung und stellt dabei die Persönlichkeit Regulys in gebührender Weise dar. *E. Manker* behandelt im zweiten Artikel (S. 29–43) religiöse Vorstellungen und Bräuche bei den Lappen vor ihrer Christianisierung. Dabei hebt er die starke Naturverbundenheit dieses Volkes hervor, die in ihren alten religiösen Vorstellungen zum Ausdruck komme. Die Götterwesen der Lappen zeigten nach Manker deutliche Verbindungen mit der Mythologie der Skandinavier, doch rühre dies von einer späteren Verschmelzung her. Die Göttervorstellungen der Lappen seien also nicht einfach aus den nordischen Mythologien übernommen worden, sondern hätten eigenständigen Charakter. Neben den Naturgottheiten weist Manker auf Götter mehr abstrakter Natur hin, wie z.B. auf ein höchstes Wesen, das sich auch bei den Finnen finde. Eine kurze Schilderung der alten Jenseitsvorstellungen der Lappen und ihrer Versuche, mittels der im Besitze jedes Familienvaters stehenden Trommel in Ekstase und so in die Welt der Götter zu gelangen, schliesst sich an. Die weisen Zauberer, die Schamanen der Lappen seien es vor allem gewesen, die diese Praktiken am besten beherrscht hätten. Der Artikel wird mit einer kurzen Darstellung des historischen Ablaufes der Lappen-Christianisierung abgeschlossen.

B. Gunda befasst sich im dritten Artikel (S. 45–56) mit der im ungarischen Volksglauben vorkommenden Figur des sogenannten «táltos», einer meist männlichen Person mit übernatürlichen Fähigkeiten, und zeigt die Verbindungen auf, die dieser «táltos» mit asiatischen Schamanen hat. Das Hervortreten totemistischer Vorstellungen bezüglich der Abstammung des «táltos» von einem Tier sieht Gunda bei den Ungarn als einst viel weiter verbreitet an, so dass (in Anlehnung an J. Haekel: 1939) die heute im «táltos» nur mehr als Individualtotemismus auftretende Vorstellung ein Rest eines früheren Stammes-, Clan- oder Gruppentotemismus darstelle. Dafür sprächen auch, wie Gunda meint, die ungarischen Eigen- und Sippennamen aus dem 12. und 13. Jahrhundert, die Tiernamen sind. Im anschliessenden vierten Artikel (S. 57–83) behandelt *J. Balázs* die Ekstase des ungarischen Schamanen, wobei er seine Gedankengänge in zehn Abschnitte gliedert. Er beschreitet verschiedene Wege, er geht sprachgeschichtlichen Fragen, älteren und neueren ethnographischen Berichten und dem archäologischen Material nach. Bei dieser Gelegenheit greift er sogar auf Herodot zurück, dessen Nachrichten über das reinigende Schwitzbad der Skythen, das im Zusammenhang mit Begräbniszeremonien stattfand, durch archäologische Funde bestätigt werde. Balázs versucht, aus dem vorliegenden Material unter Berücksichtigung der Ansichten anderer Forscher zu dem vorliegenden Fragenkreis die Parallelen zwischen dem ungarischen und dem asiatischen Schamanismus deutlich zu machen. Im fünften Artikel (S. 85–92) berichtet *E.J. Rombandjejewa* von Bräuchen, die bei den Mansen (Wogulen) bis zum Anfang unseres Jahrhunderts noch recht lebendig waren. Ausgehend von den verschiedenen Stadien der Unreinheit der Frau werden die Verhaltensweisen, die die Frau während Schwangerschaft und Geburt zu beachten hat, und die Arbeiten, die sie zu dieser Zeit ausführen muss, dargelegt. In gleicher Weise berichtet die Autorin, die selbst bei den Mansen gearbeitet hat, auch von den Reinigungszeremonien, die die Frau nach der Rückkehr in ihr Haus durchzuführen hat. Die Vorstellung der Mansen bezüglich der Besitznahme von Kindern durch die Seelen der Ahnen und bezüglich der besonderen Bestattung von Kindern, die nicht länger als eine Woche lebten, wird am Ende der Arbeit leider nur sehr kurz behandelt. «Zwei Reinigungsriten im Bärenkult der Oberugrier» bilden das Thema des folgenden sechsten Artikels (S. 93–100) von *B. Kálmán*. Es handelt sich dabei um das Bespritzen des Bärenjägers mit Wasser bzw. das Bewerfen mit Schnee und um das Räuchern. Diese Sitten haben nach Meinung des Autors zweifellos reinigenden Charakter gehabt, auch wenn sie heute zum Teil nur mehr als Spiel durchgeführt würden. Durch die Zeremonie werde aber nicht nur der Jäger gereinigt, sondern auch der Bär getäuscht. Das Räuchern während des Festes dient nicht nur zur Reinigung des Jägers und der als unrein geltenden Frauen, sondern sei auch als Huldigung des Bären und zur Vertreibung seiner bösen Ge-

danken gedacht. «Über einige alte anthropomorphe Darstellungen aus Westsibirien» handelt der siebte Artikel (S. 101–110) von *W. Moschinskaja*. Diese aus verschiedenen Materialien angefertigten Darstellungen werden bei den Obugriern als Ahnen verehrt und reichen sicherlich bis in die Bronzezeit zurück. Die folgenden fünf Artikel (S. 111–147) behandeln die Themen: «Speicher der Chanten (Ostjaken) für Opfergegenstände», «Ein ostjakisches Märchen in M. A. Castréns handschriftlichem Nachlass», «Auf der Spur mythischer Gesänge der Ostjaken», «Bestattungsriten bei den Enzen (Jenissei-Samojeden)» und «Zu einigen Problemen des Versbaus in den samojedischen Schamanengesängen». Im ersten dieser Artikel veröffentlicht *J. Kodolanyi jr.* den Bericht J. Jankós, der die Nachrichten von Karjalainen (1918 und 1921) über Speicher für Geister und Speicher für Opfergegenstände bei den Ostjaken sehr gut ergänzt. Im zweiten Artikel veröffentlicht *W. Steinitz* ein von Castrén auf seiner Forschungsreise 1843–45 gesammeltes Märchen, das die Ostjaken vor nicht sehr langer Zeit von den Russen übernommen haben. Steinitz bringt den ostjakischen Text und die deutsche Übersetzung. *E. Vértes* bringt im dritten Artikel Beispielsätze von den ausgestorbenen Südostjaken, und zwar aus Paarsonens Wörterbuch (posthum 1926) in semantische Gruppen geordnet und wörtlich ins Deutsche übersetzt. Daraus ergeben sich recht gute Einblicke in die religiöse Vorstellungswelt der Südostjaken. Im vierten Artikel legt *G. D. Werbow* einen Feldbericht vor. Im fünften untersucht *L. Gáldi* Schamanengesänge der Samojeden in erster Linie in bezug auf ihren Rhythmus. Daran schliesst sich ein Artikel von *A. A. Popow* mit dem Thema: «Wie Sereptie D'aruoskin zum Schamanen erwählt wurde» (S. 149–159). Der Autor bringt darin zu Beginn ganz knapp einleitende Worte zum Schamanismus der Nganasanen und schliesst daran die in einzelnen Punkten von anderen Berichten über sibirische Schamanen abweichende Erzählung D'aruoskins an. *P. Hajdú* teilt, wie schon aus dem Titel seines Beitrages «Von der Klassifikation der samojedischen Schamanen» (S. 161–190) deutlich hervorgeht, die Schamanen der Samojeden in verschiedene Klassen ein, wobei von linguistischen und ethnographischen Gesichtspunkten ausgegangen wird. Ausserdem analysiert er die Ausdrucksformen, die in diesem Zusammenhang in Verwendung stehen.

«Der Bärenkult der Keten (Jenissei-Ostjaken)» wird im folgenden Artikel (S. 191–208) von *J. A. Alexejenko* behandelt. Der Autor hat die Keten in den Jahren 1956 und 1958 besucht und legt somit Feldforschungsmaterial vor, das die nicht grade reichlichen Literaturangaben über den Bärenkult bei den Keten unterstützt. *G. W. Jussupow* greift ein ebenfalls stiefmütterlich behandeltes Thema im anschliessenden Artikel auf, und zwar die geistige Kultur – und damit auch die religiöse Vorstellungswelt – der Kasaner Tataren. Er geht in seinem Beitrag den «totemistischen Relikten bei den Kasaner Tataren» (S. 209–222) nach. Er trägt eine Reihe von Kulturrelikten zusammen und berücksichtigt auch archäologisches Material, um die Reste eines ehemaligen Totemismus klar herausstellen zu können. Zur Ethnogenese der Kasaner Tataren, deren Erforschung im Hintergrund der ganzen Arbeit steht, ist die Klärung der Frage nach einem alten Totemismus, wie der Autor zu Recht betont, freilich von Wichtigkeit. Auch kann man Jussupow zustimmen, wenn er sagt, dass die Erforschung der alten Religionen und ihrer Herkunft «ein ziemlich vernachlässigtes Gebiet der sowjetischen Ethnographie ist» (S. 209). Leider wird sich der Autor aber nicht klar darüber, warum das so ist. Es muss also begrüsst werden, dass sich Jussupow mit seiner Arbeit in noch wenig behandelte Gebiete vorwagt. Zu bedauern ist nur, dass er dies unter dem Postulat des Marxismus-Leninismus unternimmt, dem freilich kein Forschungsergebnis widersprechen darf. Der anschliessende Artikel *L. P. Patapows* handelt vom wichtigsten Schamanenobjekt: «Die Schamanentrommel bei den altaischen Völkerschaften» (S. 223–256). Der Autor, der bei den Turkvölker des Altai und bei den Chakassen zwischen 1925 und 1955 Feldforschungen betrieben hat, beschreibt und erklärt in seiner Arbeit die Haupttypen und die Besonderheiten der Schamanentrommeln bei den einzelnen Gruppen der Altaivölker, so bei den Schoren, bei den Teleuten, den Tschelkanen, Kumandinen, Tuba, den eigentlichen Altaiern, die sich selbst den Namen 'altai-kiži' geben, und den Chakassen. Die Trommeltypen sind in der Arbeit auch abgebildet. Nach dem anschliessenden kurzen Artikel von *N. P. Dyrekowa* über den «Kinderschutz bei den Schoren» (S. 257–259) im Kusnetsk-Altai

folgt die umfangreichere Arbeit von *V. Diószegi* «Zum Problem der ethnischen Homogenität des tofischen (karagassischen) Schamanismus» (S. 261–357), die durch reichhaltiges Bildmaterial (Photos und Zeichnungen, auch in Farben) illustriert ist. Der Autor untersucht in seiner Arbeit den Schamanismus im materiellen wie auch im geistigen Leben der Tofa. Dabei kommt es ihm darauf an, allgemeine und besondere Züge des Tofaschamanismus zu finden. Einem besonderen Teil der wenig bekannten religiösen Vorstellungen der Tuwa ist der nächste Artikel von *S. J. Weinstein* unter dem Titel «Die Schamanen der Tuwa und die Zeremonie ihrer 'Belebung'» (S. 359–367) gewidmet, der auch durch Bildmaterial illustriert wird. Mit der Behandlung des Themas «Erwerbung der Schamanenfähigkeit bei den Ewenken (Tungusen)» (S. 369–380) trägt *G. M. Wassiljewitsch* dazu bei, diese bis heute noch recht wenig bekannte Erscheinung zu klären. Anschliessend veröffentlicht derselbe Autor eine Reihe von «Schamanengesängen der Ewenken (Tungusen)» (S. 381–404). Die beiden folgenden Artikel behandeln die Golde. Zuerst legt *W. A. Awrorin* mit dem Thema «Ein nanajisches (goldisches) Märchen vom vierzigsten Bruder und seiner Frau, der Waschbärin» (S. 405–414) Reste schamanistischer Weltanschauung dar. Im zweiten Artikel (S. 415–436) untersucht *V. Diószegi* «Die Drei-Stufen-Amulette der Nanajen (Golden)», wobei er die starke totemistische Gedankenwelt, die hinter den Vorstellungen der Krankheitsamulette liegt, klar macht (Bär, Tiger und Leopard). Den Abschluss des Sammelwerkes bildet eine Reihe von Artikeln kleineren Umfangs. Dabei behandelt im ersten *Tsch. M. Taksami* das Thema «Zu den alten religiösen Riten und Verboten der Nivchen (Giljaken)» (S. 437–452). Im zweiten Artikel schreibt *W. S. Panfilow* «Über die Eigennamen (Anthroponyma) in der Sprache der Nivchen (Giljaken)» (S. 453–461). Dann folgen die Arbeit über «Wissen, religiöse Vorstellungen und Riten der asiatischen Eskimos» von *G. A. Menowstschikow* (S. 463–481), der Artikel *J. Paulsons* «Zur Aufbewahrung der Tierknochen im Jagdritual der nordeurasischen Völker» (S. 483–490), *O. Nahodils* «Mutterkult in Sibirien» (S. 491–511), *W. J. Matjustschenkos* «Zur Kunst der alten Stämme an der Mündung des Tom» (S. 513–518) und schliesslich *L. Mándokis* «Asiatische Sternnamen» (S. 512–532). Walter Raunig

Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS), herausgegeben von *Rudolf Hotzenköcherle:* Bd. II, bearbeiet von *Doris Handschuh, Rudolf Hotzenköcherle, Rudolf Trüb.* Bern, Francke Verlag, 1965. VIII S., 207 Kartenseiten, 3 S. Register und Nachträge.

«Wir warten nun mit Spannung auf die folgenden Kartenbände.» So hat Richard Weiss seine Anzeige des 1. Bandes beschlossen (SAVk 58 [1962] 166f.), der die Vokale der schweizerdeutschen Mundarten auf Karten festhält. Wir dürfen für alles Grundsätzliche auf jene Anzeige verweisen. Dass nach drei Jahren schon ein weiterer Band hat erschienen können[1], ist ebenso erfreulich wie bewundernswürdig, wenn man sich vorstellt, welche minutiöse Arbeit hinter jeder Karte und ihrem Kommentar steckt. Aus der Fülle ihres Enquêtenmaterials haben die Bearbeiter auf Grund sprachgeschichtlicher und methodischer Überlegungen die bezeichnenden «Typen» ausgewählt, eine besonders heikle Aufgabe angesichts der Kompliziertheit der hier dargestellten Vokalquantitäten (Länge bzw. Kürze der Stammsilbenvokale) und der vielen Probleme, welche der anschliessend behandelte Konsonantismus bietet. – Eigentliche Parallelen zu volkskundlichen Karten darf man auf diesen Lautkarten von vorneherein nicht erwarten, aber es lohnt sich immerhin zur Kenntnis zu nehmen, dass mehr als einmal die Sonderstellung der Kantone Uri, Glarus, Appenzell und Wallis hervortritt, dass sich also Kantonsgrenzen mit Sprachgrenzen decken können. Anderseits ist beachtlich, wie oft sich das Berner Oberland vom übrigen Kanton abhebt. Als Einheit tritt mehr als einmal der schweizerische Teil der «Regio Basiliensis» in Erscheinung. Die Karte, die dem *r* gewidmet ist, zeigt, dass, von der Nordostschweiz abgesehen, das Halszäpfchen-*r* eine städtische Besonderheit darstellt (in Basel allgemein, in Zürich, Bern und Freiburg Abzeichen der vornehmen Oberschicht).

---

[1] Dass dieser 2. Band erst mit fast dreijähriger Verspätung hier angezeigt wird, liegt nicht am Rezensenten, sondern am verspäteten Eingang des Rezensionsexemplars. Die Red.

Von hohem Wert für die Volkskunde sind ferner die im Kommentar verzeichneten Angaben von Gewährsleuten, aus denen sich ergibt, dass man sich der eigenen Sonderstellung oder derjenigen der Nachbarn völlig bewusst ist. Im übrigen: Betrachtet man die von Erwin Zimmerli hervorragend gezeichneten Karten mit den Augen des Linguisten, so wirken manche von ihnen geradezu aufregend. Tatsächlich, man kann den folgenden Bänden nur mit Spannung entgegensehen! Trümpy

Sach-Volkskunde

Kazimierz Pietkiewicz, Etnografia Łotwy. Kultura materialna [Ethnographie der Letten. Materielle Kultur]. Wrocław, Polskie Towarzystwo Ludoznawcze, 1967. 226 S., 92 Abb., 15 Karten. Résumé français. (Prace etnologiczne, 8).

In dieser von einem Polen geschriebenen materiellen Volkskunde der Letten geht es dem Verfasser darum – wie dem teilweise verständlichen französischen Résumé zu entnehmen ist – die verschiedenartige Herkunft und die Apperzeption der verschiedenen Objekte und Wirtschaftsmethoden im lettischen Volke darzustellen. Behandelt werden die folgenden fünf Kapitel: 1. Sammelwirtschaft, Jagd, Fischfang, Viehzucht, Landwirtschaft (offenbar nach dem alten System der aufsteigenden Entwicklungslinie), 2. Aufbewahrung und Zubereitung der Nahrung (das Buch von Maurizio ist dem Verfasser nicht bekannt), 3. Bearbeitung der Rohstoffe: Holz, Rinde, Weide, Lein, Flachs, Ton, Metalle, 4. Kleidung, Dorf, Haus und Wirtschaftsgebäude, Möbel und Hauseinrichtung, 5. Tansport. – Es ist nicht ganz einzusehen, wieso Pietkiewicz auf die Idee verfallen ist, die Sachkultur der Letten zu beschreiben; wir hätten dies viel eher von einem Letten selbst erwartet, mit eigenem, neuem Bildmaterial. Man könnte sich etwas Ähnliches vorstellen, wie der von H. Moora und A. Viires herausgegebene «Abriss der estnischen Volkskunde» (Tallinn 1964; das Buch ist dem Verfasser nicht bekannt). Fast alle Abbildungen bei Pietkiewicz – mit Ausnahme einiger weniger Aufnahmen, die Józef Gajek gemacht hat – sind den beiden klassischen Werken von Bielenstein und Moszyński und dem Buch von Ligers (dessen skeptische Beurteilung durch den verstorbenen Oskar Loorits dem Verfasser nicht bekannt ist) entnommen. Wenn nun auch das lettische Material in moderner Zusammenstellung, deren Verdienste wir nicht bestreiten wollen, zugänglich ist, möchten wir uns doch noch eine lettische Volkskunde eines lettischen Verfasserteams – und eine entsprechende litauische! – in einer westlichen Sprache wünschen. Wildhaber

Wanda Paprocka, Przemysł domowy, rzemiosło i chałupnictwo wsi Kurpiowskiej Puszczy Zielonej [Hausindustrie und Handwerk in den Dörfern der Puszcza Zielona im Kurpienland]. Wrocław, Zakład Narodowy im. Ossolińskich, 1967. 149 S., 26 Abb., 1 Karte. Englische Zusammenfassung. (Biblioteka Etnografii Polskiej, 14).

Das Buch ist thematisch interessant; es geht der Verfasserin nicht um die verschiedenen Handwerksprodukte, von ihrem technischen und künstlerischen Wert her betrachtet, sondern darum zu zeigen, wie sich die ländliche Haus- und Kleinindustrie im Leben einer Gemeinde entwickelt von dem Moment an, wo es sich nicht mehr um eine Produktion für den Eigenbedarf handelt, sondern um eine solche für den Verkauf auf dem Markt oder für die Abnahme durch eine genossenschaftliche Verkaufsorganisation. Der historische Rückblick soll nur das Verständnis für die sozialen Gegebenheiten fördern, aus denen heraus sich die weitere Entwicklung ergab. – Um dem Buch richtig gerecht zu werden, hätte die Zusammenfassung klarer und eingehender sein müssen; so bleibt sie leider doch bei mehr oder weniger allgemeinen und etwas oberflächlichen Bemerkungen stehen. Wildhaber

Pasterstwo Tatr Polskich i Podhala. Redaktion: *Włodzimierz Antoniewicz*. Bd. 7: Życie i folklor pasterzy Tatr Polskich i Podhala. Wrocław, Zakład Narodowy Ossolińskich, 1967. 485 S., Abb.

Es ist ein gutes Zeichen für den Redaktor und den Verlag zu sehen, wie erstaunlich rasch dieses grosse Hirtenwerk des polnischen Tatragebietes voran schreitet. Im 7. Band finden sich acht Aufsätze, jeweils mit französischen Zusammenfassungen, die leider nur eine Andeutung vom Inhalt vermitteln. Ganz besonders bedauert man das beim umfangreichsten Beitrag des Bandes über die Glaubensvorstellungen und magischen Heilverfahren der Schafhirten der polnischen Tatra, geschrieben von *Barbara Bazińska;* in der Zusammenfassung wird nur erklärt, worum es gegangen sei: das Weiterbestehen alter Glaubensschichten und ihre Konfrontation mit der modernen Zeit zu untersuchen. Gerade hier wäre natürlich die Kenntnis des Materials besonders interessant für die vergleichende Volkskunde und das Studium von Hirtenkulturen. *Wanda Jostowa* geht ein auf die Nahrung der Hirten: Milch und Käse während der Alpzeit, Brot erst seit dem 20. Jahrhundert. *Edyta Starek* beschreibt die Kleidung der Goralen, wobei sie unterscheidet zwischen Haupthirten, jungen Hirten und Sennerinnen. Im allgemeinen trugen die Hirten auf den Alpen möglichst die ältesten Kleider, die sie hatten; die Sennerinnen hatten die gleiche Kleidung, die sie auch im Dorfe trugen. Interessant sind vor allem die langen, eingefetteten Haare der alten Hirten, die ihnen über die Schultern fielen. *Tadeusz Staich* gibt einen kurzen Überblick über die Hirtenlieder, bei denen er die Improvisierungskunst heraushebt. In ebenso gestraffter Weise schildert *Krzysztof Wierzbiański* die Prosadichtung; ihn interessieren vor allem die Erzähler und die Erzählgemeinschaften und die soziale Wandlung der Erzählstoffe im Laufe dieses Jahrhunderts. (Wieder deutet die Zusammenfassung nur an). Wie das Hirtenleben in Reisebeschreibungen, Gedichten und Romanen wiedergegeben worden ist, ist das Thema, das sich *Jan G. H. Pawlikowski* für seinen Beitrag stellte. Vom gleichen Verfasser stammt auch ein Aufsatz über den Goralentanz, dessen beinahe ekstatischen Charakter er hervorhebt; zugleich warnt er davor, ihn bei Tanzgruppen und Folklore-Veranstaltungen studieren zu wollen; hiezu müsse man in die Stille von abgelegenen Goralendörfern gehen. Wildhaber

Ján Podolák, Pastierstvo v oblasti Vysokých Tatier [Elevage des moutons dans la Haute Tatra]. Bratislava, Vydavatel'stvo Slovenskej akadémie vied, 1967. 210 S., 128 Abb. auf Taf., Textzeichnungen. Résumé français, 174–197.

1961 hatte der Verfasser in *Demos* über die «Internationale Kommission zum Studium des Hirtentums in den Karpaten» referiert. Seither sind bereits sieben Bände des polnischen Werkes über die Hirtenkultur der Tatra erschienen. Die Ergänzung von slovakischer Seite ist deshalb zur Abrundung des Bildes nur um so willkommener. Sie liegt in sehr guter Aufmachung vor, versehen mit einer grossen Zahl von instruktiven Photos und klaren Textzeichnungen; zudem gibt die Zusammenfassung erfreulicherweise genügende Detailangaben, um wirklich nützlich zu sein. (Es ist klar, dass man sich bei derartig umfassenden Informationswerken zu Vergleichszwecken eine textgetreue Übersetzung in eine westliche Sprache wünschte). Der Verfasser hat für seine Arbeit mehr als 60 Hirten befragt. Sein Ziel war, die Formen der Viehzucht und Schafzucht in der Slovakei im Laufe der Zeiten zu geben und zugleich einen Einblick in die dortige Hirtenkultur zu vermitteln. Regional wird das slovakische Gebiet der Hohen Tatra erfasst, dessen Wirtschaftssysteme heute weitgehend durch die Schutzbestimmungen für das dort angelegte Naturschutzgebiet beeinträchtigt werden. Die Schafzucht geht zum Teil auf walachische Hirten zurück. (Die Unterhirten des Hauptschäfers heissen heute noch an einzelnen Orten «valach»). Wie in anderen Ländern werden in der slovakischen Alpweidewirtschaft ebenfalls Gemeinde-, Genossenschafts- und private Alpen unterschieden. Die Gemeinschaftsalpen sind für den Verfasser weitaus interessanter gewesen, weil ihre Wirtschaftssysteme auf streng geregelten, althergebrachten Normen beruhen. Ein Kapitel behandelt die Beschaffung des Futters: die Heuernte, die als grosses Dorffest feierlich begonnen wird; das Mähen der grossen Felder unterliegt den Bestimmungen der Nachbarhilfe. Zu diesem Abschnitt gibt Podolák auch die Sachangaben zu Sense und Heurechen, zur Verteilung der Arbeit auf Männer und Frauen, zu den verschiedenen Transportarten, wie das Heu in die Talsiedlung gebracht wird: Schleife aus Baumästen, Räderschleife, Sommerschlitten. Neu

wird Klee angebaut, der auf altertümlichen Tröcknungsgestellen getrocknet wird. Traditionell ist die Laubfütterung. Weitere Kapitel schildern die Methoden, wie die Hirten von gewählten Alpkommissionen angestellt und bezahlt werden, und die verschiedenen festen und transportablen Hütten und Ställe. Endlich werden die Arbeiten auf der Weide und der Alp dargestellt, der erste Alpauftrieb, das Milchmessen, das Festmahl mit dem ersten Käse. Der Schäfer steht heute noch im Ruf, magische Kenntnisse zu besitzen. Der Verfasser zeigt auch Arbeiten, wie sie die Hirten in ihrer Freizeit und im Winter schnitzen.
Wildhaber

Tancred Bănățeanu, Portul popular din Regiunea Maramureș. Zonele Oaș, Maramureș, Lăpuș. Bukarest, Sfatul popular al Regiunii Maramureș, Casa Creației populare, 1965. 168 S., 162 Abb. Résumé français.

Der Verfasser beschreibt in diesem mit zahlreichen Abbildungen ausgestatteten Buch die Trachten dreier Zonen, die durch ihre Eigenart und ihre harmonische Zusammenstellung besonders schön wirken. Er geht für jede Zone auf die einzelnen Trachtenteile und den weiteren Trachtenzubehör bei Frauen und Männern ein. Sein Ziel ist allerdings nicht nur die Darstellung der früheren Tracht, sondern ihre Präsentation als Anregung für Neuschöpfungen und Wiederbelebung für Volkstanzgruppen und Volksfestivals. Damit verlassen wir den Boden, den wir als wissenschaftliche Volkskundler zu begehen gewohnt sind, und begeben uns in das Gebiet des modernen Folklorismus. Wir bedauern, dahin nicht folgen zu wollen, selbst dann nicht, wenn der Schluss in ein Eloge auf das sozialistische Dorf ausklingt und Lenin wieder einmal als massgeblicher Volkskundler zitiert wird. Nun, freuen wir uns an der Darstellung des Tatsachenmaterials! Wildhaber

György Domanovszky, Ungarische Bauerntöpferei. Budapest, Corvinia Verlag, 1968. 73 S., Textzeichnungen, 1 Karte, 32 Taf., 16 Farbtaf. (Ungarische Volkskunst, 1).

Der Verfasser hat vor einer Reihe von Jahren (ohne Jahresangabe) schon einmal ein kleines Bändchen «Ungarische Töpferei» (Aussentitel: «Ungarische Volkskunst. Töpferei») herausgegeben, dem nun ein ausführlicheres, vor allem sehr viel schöner ausgestattetes, neues Handbüchlein folgt, das offenbar eine von Gyula Ortutay herausgegebene Reihe «Ungarische Volkskunst» eröffnen soll. Wenn die folgenden Bändchen gleich solid und schön ausgeführt sind, können wir der Reihe nur Glück und Erfolg wünschen. Der Verfasser beschreibt zunächst die technischen Verfahren: die Bearbeitung des Werkstoffes, das Formen der Gefässe, die Verzierung und das Brennen. Darauf gibt er einen knappen geschichtlichen Überblick, angefangen mit der Grabkeramik der Landnahmezeit (etwa 9. Jh.) bis zur Herausbildung von eigentlichen Werkstätten im 16. Jahrhundert. Diese Werkstätten werden im einzelnen mit ihren Charakteristika geschildert, aufgegliedert in grosse geographische Zonen (mit Einschluss von Siebenbürgen, soweit es kulturell ungarisch ist). Das Bändchen beschliesst mit einem Ausblick auf das heutige «Volkskunstgewerbe»: «Das Dorf, aus dem die Volkskunst erwachsen war, hatte seine massgebliche Rolle als Jury und bestimmenden Faktor der Entwicklung eingebüsst... Folglich musste ein Organ geschaffen werden, das bei sorgfältiger Pflege der besten Überlieferungen zugleich auch auf eine fortschrittliche Weiterentwicklung bedacht ist. Dieses Überwachungsorgan wurde errichtet und leistet erfolgreiche Arbeit». – Die beigegebenen Abbildungen, vor allem die Farbtafeln, sind hervorragend schön. – Auf die Einleitung «über die Volkskunst» hätten wir gerne verzichtet; es ist die aus dem Anfang des Jahrhunderts stammende Gleichsetzung von Volkskunst mit Bauernkunst: «Wir möchten die Volkskunst auf die Bauernkunst beschränken». Gibt es denn in Ungarn keine Hirtenkunst und keine Kunst der dörflichen Handwerker, und gehören Hirten und Handwerker nicht auch zum «Volk»?
Wildhaber

Tancred Bănățeanu, Ceramica din Glogova. Regiunea Oltenia. Bukarest, Muzeul de artă populară, 1966. 96 S., zahlreiche Abb. (Studii și cercetări, 1). Französische und englische Zusammenfassungen.

Bănăţeanu, der als Direktor des Volkskunstmuseums in Bukarest sich seit vielen Jahren mit den Objekten der Volkskunst beschäftigt hat, legt uns ein Heft über eine Töpfergegend in Oltenien vor. In dieser Gegend gibt es heute noch vier Töpferdörfer mit ungefähr 2500 Einwohnern, von denen im Jahre 1951 166 Töpfer waren. Diese hohe Zahl hängt mit den beschränkten Ausübungsmöglichkeiten von Landwirtschaft und Schafzucht zusammen, die eine andere Beschäftigung notwendig machten. Die Töpferei in diesen Gegenden dürfte auf ältere Tradition zurückgehen. Der Verfasser beschreibt im einzelnen – belegt mit guten Abbildungen und Zeichnungen – die Bearbeitung des Tons, die Herstellung der Farben und Glasuren, die benötigten Geräte, die Formen der Gefässe und ihre Ornamente. Es werden glasierte und unglasierte Töpfereiwaren hergestellt; die unglasierten übertreffen, nach der Meinung des Verfassers, die glasierten an Schönheit der Ornamente und Farben. Die letzten Kapitel behandeln den Töpferofen, den Transport der Ware zum Markt und die Art des Verkaufes in früherer und heutiger Zeit.

Wildhaber

Dietrich Drost, Töpferei in Afrika, Technologie. Berlin, Akademie-Verlag, 1967. 289 S. mit 58 Figuren und 18 Karten. (Veröffentlichungen des Museums für Völkerkunde zu Leipzig, 15).

Wer immer sich mit den materiellen Erscheinungsformen technisch weniger entwickelter Kulturen beschäftigt – und das wird auch die Volkskunde in Zukunft hoffentlich in vermehrtem Masse tun –, der wird auf Tongefässe und andere keramische Erzeugnisse stossen. Da ein modernes Handbuch in deutscher Sprache für die einfachen Töpfereiverfahren (ohne Drehen auf der Scheibe und ohne echtes Glasieren) bis heute leider fehlt, sei hier ganz besonders auf die im Entstehen begriffene Monographie von Drost über die Töpferei in Afrika südlich der Sahara hingewiesen. Sie wird, einmal abgeschlossen, dem einen die Vielfalt der Gesichtspunkte vor Augen führen, von denen aus man Töpferhandwerk und Tongefässe betrachten kann, dem anderen aber ein willkommenes Nachschlagewerk sein. Der Leipziger Völkerkundler und Urgeschichtler hat für den vorliegenden ersten Band alle ihm bekannten ethnographischen Berichte über Töpfereiverfahren ausgewertet. Die wesentlichen Angaben über die Art und Weise, wie man im transsaharischen Afrika Töpfe herstellt und verziert, werden – nach Verfahren geordnet – im Text und auf Verbreitungskarten zusammengestellt. In späteren Bänden sollen dann entsprechend die Formen der afrikanischen Tontöpfe, die Probleme des Töpferhandwerks, also die Rolle des töpfernden Menschen und die Beziehungen zur Gesellschaftsordnung (und wohl auch zur Religion) sowie die Ergebnisse von technologischen Untersuchungen an prähistorischen Scherben dargestellt werden. Erst dann wird es Drost möglich sein, sich an sein Fernziel heranzuarbeiten, nämlich seine sehr gründlich erarbeiteten Fakten mit den Ergebnissen von Forschungen aus anderen Erdteilen zu vergleichen und daraus sauber aufgebaute kulturhistorische Schlüsse zu ziehen. Wir warten gespannt!

Christian Kaufmann

Ilona R. Tombor, Alte ungarische Schreinermalereien, 15.–19. Jahrhundert. Budapest, Corvina Verlag, 1967. 65 S., 14 Textzeichnungen, 1 Karte, 48 (teilweise farbige) Taf.

Dieses ansprechende Bändchen behandelt Deckentäfelungen, Emporen, Kanzeln, Bänke und Truhen mit farbigem Dekor aus der Zeit vom 15. bis zum 19. Jahrhundert. Im wesentlichen geht es also um Malereien in Dorfkirchen, ausgeführt in volkstümlicher Art von «Schreinermalern». Der Verfasser konnte in mehr als 500 Gemeinden Angaben über derartig bemalte Objekte sammeln; in den meisten Kirchen sind allerdings nur noch Bruchstücke erhalten geblieben. Im heutigen Ungarn sind etwas über 20 bemalte Holzdecken in Kirchen noch vorhanden, 10 weitere befinden sich in ungarischen Museen. Um die Übersicht zu vervollständigen sind in dieser Arbeit auch die Slovakei und Siebenbürgen einbezogen, soweit es sich um ungarische Meister handelt. Wo die Kirchgemeinden der verschiedenen Konfessionen als Auftraggeber in Frage kommen, ist es interessant festzustellen, dass die wachsenden katholischen Gemeinden im 18. Jahrhundert die Holzdecken

vielfach abtragen liessen, um Raum für neue Gewölbe und barocke Deckengemälde zu erhalten; die kalvinistischen Gemeinden beliessen sie, teils aus Armut, teils als Folge des kalvinistischen Bilderverbotes. Die überwiegende Mehrzahl der Decken und Möbel weist rein ornamentale Bemalung auf, zum grossen Teil Blumen und Früchte; figürliche Darstellungen finden sich viel seltener. Eigenartigerweise erscheint Christus nie in menschlicher Gestalt; er ist immer durch die üblichen Symbole dargestellt. Der Verfasser weist am Schlusse seiner Betrachtung darauf hin, dass die dekorative handwerkliche Malerei auf Architektur und Möbelstücken sich in vielen Ländern von Europa finde, dass aber eine allgemein abgrenzende Arbeit darüber noch nicht vorliege. – Der Bilderteil mit seinen naturgemäss beschränkten Möglichkeiten eröffnet doch wenigstens einen Einblick in die kraftvolle Farbigkeit und Freudigkeit dieser Malerei. Wildhaber

Die historischen Pflüge der Hohenheimer Sammlung landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen. Ein kritischer Katalog, bearbeitet von *Ernst Klein* unter Mitwirkung von *Wilhelm Krepela* in Zusammenarbeit mit der Landesbildstelle Württemberg. Stuttgart, Gustav Fischer Verlag, 1967. 230 S., 454 Abb. (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte, 16).

Dank der guten und zahlreichen Abbildungen und dank der übersichtlichen Anordnung und kritischen Beschreibungen durch Ernst Klein haben wir hier nun ein unentbehrliches, weltumspannendes Handbuch der Pflüge. In seiner Einführung geht Klein zunächst auf die Entwicklung der im Jahre 1828 gegründeten «landwirtschaftlichen Modellsammlung» ein; heute enthält diese etwa 450 verschiedene Pflüge aus allen Ländern, auch in geschichtliche Zeiten zurückreichend, etwa ⅓ davon im Original und ⅔ als Modelle. Dazu kommen etwa 2000 andere landwirtschaftliche Geräte und Maschinen. Es handelt sich um eine technikgeschichtliche Sammlung, deren Bestände etwa mit dem Beginn unseres Jahrhunderts aufhören. Der erste einigermassen brauchbare Katalog dieser einzigartigen Sammlung erschien vor mehr als 100 Jahren; ihm folgte 1881 ein neuer; aber seither wurde kein weiterer, wissenschaftlich verwendbarer Katalog mehr publiziert. Diese Lücke füllt die vorliegende Publikation aus; in ihr sind nur die Pflüge erfasst. Das früher oft angewendete geographische System der Einteilung liess sich nicht mehr verantworten; eine chronologische Gliederung erweist sich – wie bei den meisten volkskundlichen Erscheinungen – als äusserst schwierig, wenn nicht unmöglich. Die Pflüge nach ihrer äusseren Formgebung einzuteilen, lehnt Klein ab, weil dabei, seiner Ansicht nach, Wesentliches übersehen wird. Er geht ganz konsequent vom funktionellen Aspekt aus und gelangt so zu vier Hauptgruppen: Haken, Beetpflügen, Kehrpflügen und Spezialgeräten (Weinbergpflügen, Häufelpflügen, Kartoffelrodepflügen, Wiesenkulturpflügen und Untergrundpflügen).

Trotzdem Klein eigentlich nur einen kommentierten Katalog der Hohenheimer Pflugsammlung geben wollte, ist wegen der umfassenden Bedeutung dieser Sammlung so etwas wie eine illustrierte Pfluggeschichte daraus geworden und damit zugleich ein sehr bedeutsamer Beitrag zu einer Technikgeschichte. Er beschreibt jeden einzelnen Pflug, gibt die zugehörige Literatur mit verwandten Typen und alle historisch bekannten Fakten zur Einführung des betreffenden Gerätes. Dabei geht er ausserordentlich kritisch vor; er führt genau an, wenn Modelle, vor allem von Frühformen, nur nach unklaren Abbildungen, z.B. auf Gemmen, hergestellt wurden oder wenn es sich um Geräte handelt, die überhaupt nirgends nachzuweisen sind. Wildhaber

Hermann Phleps, Alemannische Holzbaukunst, hrsg. von *E. Mix*. Wiesbaden, Steiner-Verlag, 1967. XV, 357 S., ca. 630 Abb.

H. Phleps hat an seinem letzten Werk noch im hohen Alter gearbeitet. Er erlebte jedoch die Herausgabe nicht mehr. Im April 1964 verstarb der damals 87jährige. E. Mix, ein Schüler und Freund des Autors, hat es pietätvoll übernommen, in einem zusammenfassenden Werk die tiefgründigen Kenntnisse eines hervorragenden Kenners europäischer Holzbauten zu veröffentlichen. Ein kurzer Nachruf zeichnet Bild und Lebensarbeit des Ver-

fassers, der nicht nur Forscher und Universitätslehrer war, sondern auch praktischer Architekt. Von seiner reichen publizistischen Tätigkeit zeugt eine lange Liste von rund 154 Veröffentlichungen. Bei einer ersten Übersicht fällt das ungleiche Gewicht von Text (82 S.) und Abbildungen (mehr als 625) auf. Die letzteren bilden denn auch ein ganz hervorragendes Vergleichsmaterial, an welchem der Leser selbst noch viele Einzelheiten und neue Erkenntnisse gewinnen kann. Das Bildmaterial wechselt zwischen Strichzeichnungen und Photos, es ist zumeist von guter Qualität – allein dieser Sammlung wegen rechtfertigt sich die Anschaffung des Buches. Als Belege für das 16. und frühe 17. Jahrhundert verwendet Phleps auch Bilder aus der Luzerner Chronik von Diebold Schilling, die übrigen Chroniken waren ihm vermutlich nicht zugänglich.

Natürlich ist es ausgeschlossen, in einer Besprechung auf alle in diesem Band enthaltenen Ausführungen des Autors zu Fragen der Holzbaukunst einzugehen. Einige Kapitel verdienen ausführlichere Hinweise, bei den übrigen mögen die Titel genügen, damit sich der Leser wenigstens ein Bild des Reichtums des Gebotenen machen kann. Ein wesentliches Element der Holzhäuser bildet die Wand; so befassen sich die ersten drei Kapitel mit dem Problem der Bohlenständerwand, die sowohl mit waagrechten wie mit senkrechten Bohlen ausgefacht sein kann. Wir staunen hier und in andern Abschnitten, dass stets wieder dokumentiert wird, wie bestimmte Techniken bereits in sehr frühe Zeiten zurückreichen, so dass die Behauptung von der Primitivität der handwerklichen Leistung in vielen Fällen korrigiert werden muss. 'Die Schwelle über massivem Unterbau' belegt, dass die Ständer sehr häufig auf Steinplatten gestellt waren, bevor eine eigentliche Grundschwelle vorhanden war, Verhältnisse übrigens, wie sie bei uns aus dem Jura und der Westschweiz ebenfalls belegt sind. 'Das Gebälke' zeigt vor allem beim Fachwerk die Besonderheit, dass die oberen Geschosse über die unteren vorkragen. Dieser Konstruktionsteil wird in 'Gebälke mit vereinigter Schwelle und Fussriegel oder mit doppelter Schwelle' sowie in 'Die Ständerschale im Fachwerk', 'Die angeblatteten Kopf- und Fussbänder' und für die Befestigung mit Holznägeln in 'Der Schrägnagel oder Fugennagel' weiter behandelt. 'Die Strebe' leitet bereits zum Fachwerk, während 'Der Dachstuhl' zeigt, wie die ursprüngliche Firstsäule ersetzt wird durch Konstruktionen mit stehenden und liegenden Stühlen. Bei Fachwerkbauten ist der Giebel ein besonders gestaltetes Element des Hauses; kein Wunder, dass ihm ein ausführliches Kapitel gewidmet ist. Selbstverständlich werden auch Teile der inneren Konstruktion besprochen, wie 'Die Bohlendecke, die Riemchendecke, die Bohlenbalkendecke', 'Die Türe' oder die auffälligen Merkmale der Fenstergestaltung 'Vom Schiebeladen zum alemannischen Fenstererker' und 'Die Säule', die bei den Laubenbauten eine grosse Rolle spielt. In 'Verwandtschaften zwischen der Holz- und Steinarchitektur' greift der Autor ein Thema auf, das er bereits früher bearbeitete und das einen weitgesteckten Überblick erlaubt.

Wenn auch die einzelnen Abschnitte nicht erschöpfend das entsprechende Thema behandeln, so geben sie doch die Ergebnisse eines reichen Wissens und zusammen mit dem grossen Bildmaterial eine seltene Zusammenschau von mitteleuropäischen Holz- und Fachwerkbauten. Hier liegt der eindeutige Wert der Publikation. Ihm gegenüber treten einige Fragezeichen, die verschiedenenorts angebracht werden müssen, die stark stammesgeschichtlich betonte Sicht und die leider etwas zahlreichen Fehlschreibungen von schweizerischen Ortsnamen und Autoren, in den Hintergrund. M. Gschwend

Hermann Kolesch, Das altoberschwäbische Bauernhaus. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 1967. 312 S., 149 Abb. (Volksleben, 17).

Die Aufnahmen von H. Kolesch liegen mehr als 25 Jahre zurück. Sie konnten aus verschiedenen Gründen bisher nicht veröffentlicht werden. So wird denn hier ein reiches Material von ca. 120 Häusern in Plänen, Photos und Beschreibungen ausgebreitet, das den Hauptteil des Buches füllt. Es handelt sich um Ständerbauten, im älteren Bestand mit Firstsäulen, später auch mit Scherendächern, die häufig neben Bohlenwänden auch Fachwerkfüllungen aufweisen. Der Wohnteil des Vielzweckbaus (Mittertennhaus) besass ursprünglich eine Rauchküche mit zentralem Herd. Das grosse Walmdach war meist mit

Stroh gedeckt. Diese Häuser weisen also sehr viele verwandtschaftlichen Beziehungen mit den Ständerbauten unsers Mittellandes auf. Kolesch untersucht sehr intensiv die Dachgerüste und kommt dabei nur aus der Literatur zu bedeutend zuverlässigeren Feststellungen auch über die schweizerischen Firstsäulenbauten als z.B. H. Schwab. Anhand der weiten Verbreitung in Mitteleuropa weist er nach, dass der Begriff «alamannische Dachkonstruktion» nicht für diese Art des Dachgerüstes zutrifft. Ausgehend von der heute unbestrittenen Tatsache, dass wir im Frühmittelalter Bauernhöfe mit verhältnismässig kleinen Wirtschaftsgebäuden annehmen müssen, versucht er auf hypothetischem Weg die charakteristische Aufteilung in Wohnteil/Tenn/Stall (= Mittertennhaus) zu klären. Das ebenfalls vorhandene Mitterstallhaus, das heute bei den oberdeutschen Bauernhäusern vorherrscht, kam im Zusammenhang mit vermehrter Viehhaltung auf. Deutlich wird aus den Darlegungen – was wir auch für unsere Schweizer Hausformen stets vertraten – dass diese Häuser nicht einem Volk oder gar einem Stamm zugeschrieben werden können.

In einem das Buch abrundenden nachfolgenden Kapitel setzt sich A. Schahl, der neben H. Schwedt die Drucklegung für den 1965 verstorbenen Autor besorgte, mit den seit dem Abschluss der Arbeiten Koleschs erschienenen Veröffentlichungen und neuen Erkenntnissen auseinander. Er stellt dabei die entsprechenden Hausformen Mitteleuropas in Vergleich. Auch er kommt zur Feststellung, dass die Entstehung der Mittertennhäuser noch nicht geklärt ist. Wichtig scheint allerdings, dass viele Hinweise auf das Zusammenwachsen aus ursprünglich getrennten Bauten deuten. Ein Weg, den wir auch für unsere, an die oberschwäbischen anschliessenden Ständer- und Fachwerkbauten annehmen dürfen.

M. Gschwend

Glaube und Brauch

Leopold Schmidt, Volksglaube und Vo ksbrauch. Gestalten, Gebilde, Gebärden. Berlin, Erich Schmidt Verlag, 1966. 420 S., 4 Karten im Text.

Diese Publikation setzt sich zusammen aus zwanzig Einzelarbeiten, wovon die meisten schon in verschiedenen Fachorganen gedruckt vorliegen. Die Hälfte wurde in den letzten Jahren verfasst, während die frühesten Aufsätze bis auf die Jahre 1939 bis 1949 zurückgehen. Wie der Verfasser im Vorwort dartut, sind es ergänzte und erweiterte Studien, die sich hauptsächlich mit den von ihm als zentral angenommenen Gebieten der Bildgebärden und der Wallfahrtsforschung befassen. Was Aktualität, Problemstellung und Methode betrifft, scheinen mir folgende Untersuchungen zu den interessantesten und anregendsten zu gehören: «Lebendiges Licht in Volksbrauch und Volksglauben Mitteleuropas», «Die Wiederkehr des Volksglaubens», «Brauch ohne Glaube. Die öffentlichen Bildgebärden im Wandel der Interpretationen», wo unter anderem auch von Schulbräuchen die Rede ist, leider aber ein Bezug auf die Arbeit von Christine Burckhardt-Seebass und Elsbeth Liebl über Maturvergnügungen der Basler Schülerinnen, in SAVk 60 (1964) 33ff. fehlt, sowie der ebenfalls Probleme der Gegenwarts- und Stadtvolkskunde erörternde Beitrag: «Die Zuckertüte zum Schulbeginn. Zur Einbürgerung eines Brauches in Wien». Im Aufsatz «Rot und Blau. Zur Symbolik eines Farbenpaares» vermisst man den Hinweis auf den Artikel von R. Weiss, «Dämonenblau und Himmelsblau. Die blaue Farbe im volkstümlichen Glauben und Brauch», im «Du» 1946, Nr. 6.

Bei der Zusammenstellung und Erörterung von Erscheinungen aus den verschiedensten Sachgebieten ergeben sich immer wieder Auseinandersetzungen zwischen der historischen Volkskunde und der Gegenwartsvolkskunde, was ja gewiss nicht verwunderlich ist angesichts eines solchen Komplexes von Zusammenhängen, wo sich «das Verhältnis der Dinge zueinander durchaus noch nicht eindeutig beurteilen» lässt. Bei der Art, wie der Verfasser oft entferntesten Zusammenhängen nachgeht, allerdings manchmal mit fast gewagter Kombinatorik, setzt einen die Weite seines Blickes, wie auch die Zugriffigkeit, mit denen er Hinweise auf bisher weniger beachtete Sachverhalte gibt, in Erstaunen. Dabei würden vielleicht eine stärkere Berücksichtigung der sozialen Hintergründe ein-

zelner Geschehnisse sowie ein grundsätzliches Eingehen auf das Arbeitsbrauchtum manches noch mehr klären. Dies kann sich einem angesichts von Themen wie: «Die Bedeutung der modernen Volksglaubensforschung für die Urgeschichte», «Wallfahrtsforschung und Volkskunde», «Niemandsland», «Schifferglaube und Schifferbrauch» und «Das sogenannte Handschuhopfer», in deren Behandlung L. Schmidts ausserordentliche Beherrschung des Stoffes wohl wie immer überrascht, bei gewissen Deutungsversuchen doch aufdrängen. Trotz den uns oft zu weit gehend dünkenden kombinatorischen Ausgriffen mahnt der Verfasser mit Recht immer wieder neu, wesentliche Dinge und Fragen zu beachten, die einem sonst entgehen würden; hierin zeigt er sich als fruchtbarer Anreger. Das umfangreiche Register (Personen, Orte, Sachen), welches den stattlichen Band beschliesst, soll seine Benützung im handbuchmässigen Sinn erleichtern. Walter Tobler

Dieter Lutz, Volksbrauch und Sprache (Die Benennung von Phänomenen der Winter- und Frühlingsbräuche Südwestdeutschlands). Stuttgart, Silberburg-Verlag/Werner Jäckh, 1966. XXIV und 264 S. (Veröffentlichungen des Staatl. Amts für Denkmalpflege Stuttgart, Reihe C: Volkskunde, 4).

Über Bräuche lässt sich sprechen, weil zu ihnen wie zu jedem anderen menschlichen Tun sprachliche Termini gehören. Zwischen diesen Termini und dem, was sie bezeichnen, besteht von Anfang an eine sachliche Beziehung. Darum kann die Etymologie eines einschlägigen Wortes die Entstehung oder den ursprünglichen Sinn des bezeichneten Brauchs erhellen. (Man denke etwa an Meulis Deutung von «Maske»). Gegenüber einer verbreiteten Etymologiegläubigkeit muss man aber immer wieder darauf hinweisen, wie wenig im allgemeinen doch eine sprachliche Untersuchung hergibt. Mag man die Fas(t)nacht von Fasten oder von Faseln ableiten: Im Wort tritt das Hauptelement, das Maskentragen, überhaupt nicht zu Tage; es hält sprachlich nur gerade einen winzigen Teilaspekt fest; es ist im Laufe der Geschichte mit vielen weiteren Vorstellungen und Empfindungen «aufgeladen» worden, die gerade nicht über die Sprache zu erklären sind.

Der verstorbene Münchner Volkskundler Josef Hanika hat seinen Schüler Lutz zum Wagnis ermuntert, alle Wörter für einen Ausschnitt aus dem Festbrauch eines bestimmten Gebiets zu sammeln, zu sichten und zu deuten. Trotz den eben geäusserten grundsätzlichen Bedenken präsentiert sich das Buch als ein aufschlussreiches Arbeitsinstrument. Es zeigt, soweit die behandelten Wörter überhaupt etymologisierbar sind, welche «Motive» ihre Bildung veranlasst haben; oft gelingt es dem Verfasser auch, die Entstehungszeit eines Wortes festzulegen und die Kontinuität in der Sprache (nicht unbedingt mit der Kontinuität des Brauchs identisch!) aufzuzeigen. Zur Hauptsache entstammen die von ihm gesammelten Wörter wie die Wortbildungselemente der «normalen» Umgangssprache; sie erhalten aber gern eine für Aussenstehende undurchsichtige («esoterische») Bedeutung. (Baslerische Parallele: «Ruessen» für brauchtümliches Trommeln.) – Es würde den Rahmen einer Rezension sprengen, wenn wir mit dem Verfasser über fragliche Einzeldeutungen und über sprachtheoretische Probleme rechten wollten. Auf jeden Fall wird das Buch, das sich über ein ausführliches Wortregister bequem erschliesst, auch gute Dienste tun, wenn es darum geht, schweizerdeutsche Brauchbezeichnungen zu deuten. Trümpy

Ilmar Talve, Namens- und Geburtstags-Traditionen in Finnland. Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia, 1966. 84 S., 10 Abb., 10 Verbreitungskarten. (FFC, 199).

Ein gut fundierter und übersichtlich gegliederter Beitrag über das verhältnismässig junge und daher in seiner Entstehung überschaubare Brauchtum des Namens- und Geburtstages und ihres gegenseitigen Verhältnisses, das sich im wesentlichen in der Zunahme der Geburtstagsfeiern äussert. Beide Feiern sind volkstümlich bekannt, wobei allerdings die Sitten, die mit dem Namenstag verbunden sind, sich in Finland recht reichhaltig bewahrt haben. Der Verfasser untersucht eingehend die einzelnen Bestandteile der Namenstagstraditionen und belegt ihr Vorkommen mit Verbreitungskarten; es sind: Bewirtung (gelegentlich unter Androhung einer Strafe gefordert), Geschenke, die oft auf einem besonderen Gabentisch aufgebaut werden, Stange oder Baum (berindet oder abge-

ästet), wobei es vorkommt, dass den Männern auf die rechte Seite der Türe ein Baum gestellt wird und den Frauen auf die linke, Puppe aus Stroh oder Heu, seltener aus Holz, Kranz, Glückwunschtafel (mit Abbildungen; in Finland sind in Museen und Sammlungen ungefähr 50 solcher Tafeln bekannt), Namenstagskarte, Singen und Lärmen und endlich das Emporheben des Gefeierten. Für entsprechende, ausführliche Schilderung der modernen Geburtstagssitten fehlt noch das notwendige Erhebungsmaterial. So viel lässt sich allerdings erkennen, dass die Geburtstagsfeier früher im allgemeinen seltener war, bis dann eine Änderung eintrat, die teilweise die Feier des Geburtstages über diejenige des Namenstages stellte. Gruppenmässig ergeben sich Unterschiede im Beharrungsvermögen der Namenstagsfeier: sie bleibt besser erhalten bei unverheirateten jungen Leuten und bei Kindern. Äusserlich zeigt sich auch ein Unterschied darin, dass bei Namenstagen die weitere Verwandtschaft und Bekanntschaft zusammenkam, während die Geburtstage Feste des engeren Familienkreises waren. Historisch gesehen, zeigt sich die Feier des Geburtstages, die für Finland das Ergebnis der Reformation ist, seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in den ständischen Kreisen. Der Verfasser vermutet, dass die Namenstagsfeier von Deutschland über Dänemark und Schweden nach Finland gelangte; er versucht, diese Entwicklung am Ende seiner Abhandlung in einem Schema festzuhalten. Wildhaber

Rudolf Kriss, Die Weihnachtsschützen des Berchtesgadener Landes und ihr Brauchtum. Berchtesgaden, Verlag Berchtesgadener Anzeiger, o.J. (1966). 196 S., darin mitgezählt 40 Tafeln.

Jubiläumsschriften von Vereinen pflegen in volkskundlichen Zeitschriften nicht angezeigt zu werden, obwohl sie sehr oft unbeabsichtigterweise schätzbare Hinweise für unsere Wissenschaft enthalten. Das vorliegende Buch gehört äusserlich zu der gleichen Gattung: Dreihundert Jahre vor seinem Erscheinen, 1666, wurde erstmals in einem Aktenstück des (bis 1810 selbständigen) Fürstentums Berchtesgaden das Schiessen an Weihnachten erwähnt – und verboten. Dass auf diese Schrift hier hingewiesen wird, hat einen besonderen Grund: Ihr Verfasser ist – wohl ein einmaliger Fall – ein Volkskundler, der berühmte Erforscher der volkstümlichen Religiosität, Rudolf Kriss. Den ersten Teil hat er schon einmal, 1941, als Ehrenmitglied der Weihnachtsschützen publiziert; als deren Ehrenvorsitzender führt er nun die Geschichte des Vereins, eine wahrhaft bewegte und bewegende Geschichte, bis zur Gegenwart. Die kirchlich gebundene Vereinigung im Bereich des berüchtigten Obersalzbergs war den NS-Machthabern bald einmal ein Dorn im Auge; nach der Schrift von 1941 fiel Kriss völlig in Ungnade: Er wurde verhaftet und zum Tode verurteilt. In diesem Augenblick gelang es den Weihnachtsschützen, das Schlimmste abzuwenden... Noch nie war der Verfasser einer Vereinsgeschichte enger mit dem dargestellten Gegenstand verbunden.

Sehen wir von diesen singulären Aspekten, die dem Buch auch den Wert eines persönlichen Dokuments geben, ab, so bietet es die aktenmässige Geschichte eines Lärmbrauchs zur Mittwinterszeit, der im Laufe der Jahrhunderte als «festliches Element» auch auf andere Festzeiten aller Art (auffälligerweise jedoch nicht auf Ostern) übergegangen ist. Kriss stellt dieses Schiessen überzeugend als Fortsetzung des Lärmens mit «Glocken, Peitschen und ähnlichen Dingen» dar. (Auf jeden Fall verdient es grundsätzliche Beachtung, dass eine Neuerung oder «Innovation» wie das Knallen mit Schiesspulver allenthalben im Volksbrauch hat Eingang finden können.) Gemessen an schweizerischen Verhältnissen, ist das organisierte Vereinsleben der Berchtesgadener Schützen sehr jung. Erst 1925 schlossen sich die verschiedenen Lokalvereine zu den «Vereinigten Weihnachtsschützen» zusammen, und deren ältester war 1887 gegründet worden. Vorher gab es nur lose Gruppen, die ohne Statuten und meist gegen staatliche und kirchliche Verbote in Erscheinung traten. Gerade der späte Zeitpunkt ihrer Gründung erklärt es wohl zum Teil, dass diese Vereine und die Dachorganisation sehr bewusst auch für Volkstumspflege eintraten und -treten. – Der Band ist mit guten Photos illustriert; im Unterschied zu schweizerischen Jubiläumsschriften sind nicht die Vorstandsmitglieder abgebildet, sondern sämtliche Vereinsfahnen. Trümpy

Alan Gailey, Christmas rhymers and mummers in Ireland. Ibstock, Leicestershire (England), The Guizer Press, Station Road 51, 1968. 44 S., 2 Taf.

Immer mehr zeigt sich, dass die gelegentlich etwas voreilig geäusserte Meinung, Irland ermangle des volkstümlichen Theaters, sich doch kaum in dieser Form halten lässt. Sicherlich ist der englische Einfluss auf diese Spieltradition nicht zu unterschätzen, aber Gailey spricht in seinem neuen Bändchen, das ein höchst wichtiger Beitrag zum Volkstheater ist, von «the interaction between an implanted, mainly English folk culture, or at least between elements from such, and an indigenous tradition in Ireland». Es handelt sich bei den publizierten Texten um weihnächtliche Stubenspiele, die alle zum «hero-combat»-Typus gehören: die Spieler führen sich mit den ihnen zugehörigen Versen ein; es gibt einen Zweikampf; der gefallene Held wird vom Doktor wieder zum Leben erweckt, und die Spieler ziehen in das nächste Haus weiter. «Gestreckt» wird das Spiel durch Schwerttanzvorführungen und durch Tänze mit den Hausbewohnern. Die Spieler erscheinen häufig vermummt, wobei die Strohvermummung üblich ist. Heute sind allein in den Provinzen Leinster und Ulster mehr als 75 Spieltexte bekannt; zudem kommen noch Angaben über Spiele aus 150 weiteren Orten. Gailey publiziert fünf von diesen Texten; als Ergänzung gibt er noch den Text eines chapbook aus Belfast, des «New Christmas rhyme book» von Nicholson, das ungefähr um 1850 herum gedruckt wurde und auf jeden Fall im Jahre 1913 noch auf dem Markt zu kaufen war. Aus Fermanagh wird als interessantes Faktum gemeldet, dass jedes Jahr neue Strohmasken gemacht wurden, weil die alten jeweils nach der «mumming season» in einem Festfeuer verbrannt wurden. Zu jedem Spieltext gibt Gailey eine Einführung, welche die regionale Sonderform in Kostüm und Ausführungsart beschreibt und auf Eigenheiten des Textes aufmerksam macht. – Man möchte den Wunsch äussern, dass Gailey in absehbarer Zeit ein Buch über «The folkplay of Ireland» mit recht vielen Abbildungen aus alten Belegen und von neuen Aufführungen herausbringen sollte.

Wildhaber

Odell Shepard, The Lore of the Unicorn. Second impression. London, George Allen & Unwin Ltd., 1967. 312 S., 24 Tafeln.

Dieses erstaunliche Buch ist zuerst 1930 erschienen, anscheinend ohne breitere Kreise zu erreichen; jedenfalls wird es in der neusten Auflage der «Encyclopeadia Britannica» nirgends erwähnt. Um so verdienstvoller ist sein Nachdruck. Wenn je eine Anzeige die Leser nicht von eigener Lektüre dispensieren kann, so hier. – Das gazellenartige Einhorn, das sich angeblich nur von einer reinen Jungfrau fangen lässt und deshalb seit dem «Physiologus» als Sinnbild Christi gilt, hat nie existiert und doch Theologen, Zoologen wie Mediziner jahrhundertelang beschäftigt. Seit dem Frühmittelalter bis zur Renaissance gab es keinen Zweifel, dass Einhörner die Erde bevölkerten, und seit dem Hochmittelalter galt sein Horn als unfehlbares Mittel zum Schutze vor Vergiftungen. Wenn sich in der Neuzeit Zweifler zum Worte meldeten, so waren auch sofort Verteidiger zur Stelle, sogar bis ins letzte Jahrhundert hinein. Fürsten und Apotheker hielten sich kostbar gefasste Hörner des Tiers; heute weiss man, dass sie vom Narwal stammten, dessen Stosszahn dänische Seefahrer in den Handel brachten. Shepard lässt, ohne das Wort zu gebrauchen, deutlich durchblicken, dass der Prozess um das Einhorn eine Parallele zum «Fall Galilei» darstellt, doch anerkennt er in einem versöhnlichen Schlusswort durchaus die gemüthaften Elemente des Glaubens an das Einhorn, das sich in seiner Scheu und seiner «Tugend» wohltuend von bösen Fabelwesen wie Drachen, Basilisken oder Greifen unterscheidet. – Die Vorstellung vom Einhorn hat, wie Shepard überzeugend darlegt, offensichtlich verschiedene Wurzeln, so, um nur die wichtigsten zu nennen, einerseits das Nashorn, anderseits Darstellungen von Antilopen, deren Hörner im Profil zu einem einzigen werden. Dank einem umfassenden Quellenmaterial, das von der Antike bis in die Gegenwart und von China bis Amerika reicht, kann der Verfasser alle nur erdenklichen Aspekte zur Sprache bringen. Er breitet sein stupendes Wissen nicht in Zettelkastenmanier aus, sondern mit dem Vergnügen, die Leser mit unerwarteten Erkenntnissen zu überraschen und damit von Entzücken zu Entzücken zu führen. (Dass die Zitierweise nicht immer

glücklich und nicht immer genau ist, wollen wir darüber nicht ganz verkennen.) Für die Volkskunde ist die reich dokumentierte Geschichte einer «Wahnidee» um ihrer selbst willen und grundsätzlich bedeutsam; ausserdem bietet das umfangreiche Kapitel über die medizinischen Seiten grosses Interesse für die Volksmedizin. Trümpy

Luigi Paolucci, La Sibilla appenninica. Firenze, Olschki, 1967. XVI, 73 p., 4 Abb. (Biblioteca di «Lares», 25).

Paolo Toschi veröffentlicht hier die 1947 abgeschlossene, schmale «Tesi di laurea» seines 1959 verstorbenen Schülers Luigi Paolucci. Sie geht von der Höhle der Appenninischen Sibylle bei Montemonaco/Prov. Ascoli Piceno aus, berichtet von den antiken Vorstellungen über die Sibyllen und legt dar, dass diese keinerlei Zusammenhang mit der Prophetin von Montemonaco haben. Die Theorien von einem antiken Kybele-Kult (F. Desonay) weist der Autor entschieden zurück, und ebenso nüchtern widerlegt er die Meinung, Sibilla sei die christliche Umformung der heidnischen Cybele. Tatsache ist (wie vertraut klingt uns eine solche Feststellung), dass die frühesten Belege für die Appenninische Sibylle aus dem 14. Jahrhundert stammen (Pierre Bersuire, Fazio degli Uberti), und diese behandeln nicht einmal die Höhle, sondern den nahegelegenen Pilatussee, dessen bewegte Wasser die Phantasie der Leute erregten. Die Pilatus-Sage ist nun freilich seit dem Italienkenner Otto von Freising (12. Jh.!) verbreiteter, als Paolucci weiss, doch kennt der Verf. immerhin die Geschichte des Pilatussees bei Luzern, die bekanntlich u.a. in Johann Stumpffs Chronik zu finden ist. Die Sibylle von Montemonaco selbst ist «un prodotto della fantasia popolare, che, senza un qualsiasi nesso storico, ha localizzato, anzi condannato la profetessa nelle viscere della montagna, forse nello stesso secolo in cui sul luogo nasceva la leggenda di Pilato». Diesen Satz möchte man auch deutschen Sibyllenspekulanten und -speläologen (Teckhöhle bei Kirchheim) zur Beherzigung empfehlen. Frühestes literarisches Zeugnis für den sibyllinischen Appennin ist das Volksbuch vom Abenteurer Guerrin Meschino: die Sibylle erhält hier schon die marianischen Züge, die sie an vielen Orten hat. (Den sizilianischen Belegen wäre die Lilibetanische Sibylle von Marsala hinzuzufügen. Man beachte dabei die neuausgegrabene Römersiedlung, den späteren Kult des Johannes Baptist und den heutigen Wallfahrtskult der Madonna von der Höhle!) Der Hochmut der Sibylle führte zur Verdammung in die Tiefen der Grotte; die cumäische Seherin wird zur populären Hexe am teuflischen Ort. Die Sage vom unterirdischen Paradies der Königin Sibylle scheint dem Verf. nicht in Italien bodenständig, sondern aufgepfropft zu sein: Andrea da Barberino hat das wahrscheinlich aus dem Französischen entlehnte Motiv im Guerrin Meschino mit dem Prophetinnenmotiv gekoppelt. In der Tat verwandelt sich in dem Roman Le Paradis de la Reine Sibylle von Antoine de la Sale der Sibyllenberg in das Reich der Venus – und damit wurde die Forschung in das Gewirr der Tannhäuser-Theorien gelockt. Paolucci verneint die These, dass diese Idee des Venusberges aus Italien stamme; sie ist für ihn ein Ausfluss deutscher Mentalität: Deutsche Reisende des 15. Jahrhunderts suchten im Appennin nicht die ihnen unbekannte Sibylle, sondern den Venusberg. Dieses vieldiskutierte Problem zu lösen (A. N. Ammann: Tannhäuser im Venusberg, Zürich 1964, stiftet nur noch mehr Verwirrung) bedarf es allerdings noch mancher nüchterner Arbeiten. Die Frage des Bedeutungswandels der Sibylle von der Seherin zur Fee und Zauberin (Morgana, Alcina) erleichtert keineswegs diese Aufgabe. Jedenfalls hat Paolucci dank seines ruhigen Scharfsinns viele unhaltbare Meinungen aus dem Wege geräumt: schade, dass er diese wichtigen und lobenswerten Ansätze durch Heranziehen neueren und weiteren Materials nicht selbst zu einem Standardwerk über die populären Sibyllen hat ausbauen können. Rudolf Schenda

Svante Hallberg, Rune Norberg, Oloph Odenius, Den heliga Barbara i svensk kult och konst under medeltiden. Några iakttegelser rörande ett skyddshelgon för bergsmän. In: *Med hammare och fackla* 25 (1967) 83–191, 56 Abb. – Auch als Separatum, pag. 1–111.

In dieser Abhandlung ist alles zusammengestellt, was über die Verehrung der hl. Barbara in Schweden bekannt ist. Es gibt zwei altschwedische Heiligenlegenden aus dem 14.

und 15. Jahrhundert. Die zwei deutlich unterscheidbaren Kultwellen gehen in noch frühere Zeit zurück: in das 12. Jahrhundert (mit Reliquienzeugnissen und einem liturgischen Text) und in den Anfang des 14. Jahrhunderts (mit Patrozinien). Nach der Reformation kommt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lokal noch einmal eine Gruppe von Stickereien mit Barbara-Darstellungen vor. Als Personenname lässt sich Barbara gegen Ende des 14. Jahrhunderts in einem Bergwerksgebiet nachweisen. Die Arbeit ist wegen der zahlreichen Abbildungen ikonographisch wichtig; es lassen sich allerdings keine speziell schwedischen Ausformungen nachweisen. Den Beschluss bildet ein geographisch geordneter Katalog aller bekannten Barbara-Darstellungen (Plastik, Malerei auf Holz, Kalk, Glas, Buchmalerei, religiöse Geräte, Siegel, Kacheln). Wildhaber

Patrick F. Byrne, Witchcraft in Ireland. Cork, The Mercier Press, 1967. 76 S. (Mercier Paperback).

Abgesehen von einem berühmten Fall sind in Irland kaum irgendwelche grösseren Hexenprozesse durchgeführt worden. Die meisten Verhandlungen fanden im 16. und 17. Jahrhundert statt, und zwar unter puritanischer Regierung. Es ist behauptet worden, dass die irischen Katholiken mit ihren "fairies" genügend beschäftigt waren und dass im wesentlichen die irischen Protestanten an Hexen ihren Gefallen fanden. Natürlich gab es den Hexenglauben, aber diese Hexen konnten bloss zaubern; sie waren nicht Häretiker und glaubensgefährdend. Für die irischen Katholiken kam die Möglichkeit einer Glaubensabweichung überhaupt erst mit den späten Eroberern ihres Landes. Die wenigen bekannt gewordenen Fälle von eigentlichem Hexenwesen und von Hexenprozessen werden vom Verfasser dieses kleinen Bändchens auf übersichtliche Art zusammengefasst. Da ist vor allem der Prozess gegen Dame Alice Kyteler im 14. Jahrhundert geschildert, dann der Fall des Hell Fire Club im 18. Jahrhundert, ferner die unglücklich endende Hexenaustreibung der Mary Butters im Jahre 1807 und einige kleinere hexenprozessähnliche Verhandlungen. In der beigefügten Bibliographie werden die Angaben von Erscheinungsort und -jahr als unnütz weggelassen. Wildhaber

Rechtliches, Soziales, Spiel und Sport

Deutsches Rechtswörterbuch. Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache. In Verbindung mit der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin hrsg. von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Bd. VI, Heft 7, Sp. 961–1120. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1967.

Heft 6 war beinahe zur Gänze gefüllt mit dem Stichwort Kammer und seinen Zusammensetzungen, denen mehr formale Wichtigkeit als volkskundliche Bedeutung zukam. Der Beginn von Heft 7 weist noch den Rest der «Kammer»-Wörter auf, so vor allem die ausführlicher behandelten Begriffe Kammerrecht, Kammerrichter, Kammerschatz und Kammerschreiber. Bei Kammerrute und Kammerschuh haben wir es mit Flächenmassen zu tun, während unter Kammervater der Bauer auf dem Altenteil zu verstehen ist. Beim Wort Kammlöse gelangen wir auf schweizerischen Boden; es handelt sich um das Trinkgeld, das beim Verkauf von Vieh dem Knecht bezahlt wird. In die Zunftverbände mit all ihren organisatorischen, rechtlichen und sozialen Beziehungen führen uns die Stichworte Kammacher, Kandelgiesser und Kannengiesser; alle sind mit reichen Quellenanführungen belegt. Kamp, das wir vor allem aus dem Niederdeutschen als Flurname kennen, ist ein eingehegtes Stück Land. Die ganze Gruppe Kampf mit den vielen Zusammensetzungen gibt wertvolle Belege; sie lehrt die Bedeutung der höfischen Literatur, die Haltung und Gesinnung des Adels und des ihm folgenden städtischen Patriziats sehr eindrücklich sehen. Allein schon die Übersicht, die den Belegen zum Wort Kampf voransteht, ist eine kleine Kulturgeschichte; im wesentlichen geht es um die unendlich feinen Nüancierungen der Bedeutung von Zweikampf. Ebenfalls ergiebig sind die Begriffe Kämpfe (Kämpe), kämpfen, Kampfmeister, Kampfplatz, Kampfrecht, Kampfrichter,

Kampfspiel und Kampfstechen. – Beim Wort Kanal gewinnen wir einen überraschenden Einblick in die frühere Wichtigkeit dieses Verkehrsweges. – Das Heft schliesst mit Kanne (wo wieder eine klare Übersicht die Mannigfaltigkeit der Aspekte anzeigt) und der süddeutschen Abwandlungsform Kante. Wildhaber

Veikko Anttila, Järvenlaskuyhtiöt suomessa. Kansatieteellinen tutkimus [Die Seesenkungsgenossenschaften in Finland. Ethnologische Untersuchung]. Helsinki 1967. 360 S., 14 Karten, Abb. Deutsche Zusammenfassung. (Kansatieteellinen Arkisto, 19).

Mit diesem Buch haben wir die Freude, eine Arbeit anzeigen zu dürfen, die nicht nur in ihrer ganzen Anlage vorzüglich durchgeführt ist, sondern auch durch das dargestellte Thema und die modern soziologisch-rechtliche Einstellung geradezu symptomatisch ist; zudem kann die deutsche Zusammenfassung vorbildlich genannt werden. Es handelt sich um die Doktorarbeit eines Assistenten am Ethnologischen Institut der Universität Turku. Unter Seesenkungsgenossenschaft versteht man eine Genossenschaft von Teilhabern, die zum Zwecke der Senkung des Wasserspiegels oder der völligen Trockenlegung eines Sees gebildet wurde, zur Gewinnung von neuem Weideland, das dann oft gemeinsam genutzt wurde. Es sind nicht staatlich geregelte und dörflich verpflichtende Genossenschaften, sondern solche auf freiwilliger Absprache von Beteiligten. Angaben hierüber finden sich von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis etwa um 1960. Der Verfasser hat sein Untersuchungsmaterial aus mehr als 1500 Fällen solcher Senkungen zusammengetragen. Er geht von der Arbeitshypothese aus, dass die Struktur- und Funktionsmodelle der Senkungsgenossenschaften, analog den Erscheinungen der übrigen Volkskultur, ihre eigenen Verbreitungsgebiete besitzen, die sich auf Grund verschiedener Faktoren erklären lassen müssen. Der Zentralbegriff der Untersuchung ist also das Modell, das der Verfasser in Struktur- und Funktionsmodell unterscheidet. Ein Beispiel: Strukturmodell: in den mittelostbottnischen Genossenschaften gab es entweder für jeden Teilhaber gleich grosse oder dann vom Grundbesitz abhängige, verschieden grosse Anteile; Funktionsmodell: die Nutzung der gewonnenen Wiese geschah entweder jährlich turnusweise bei den Teilhabern oder die Wiese war Gemeingut aller Teilhaber. Historisch gesehen wurden die Senkungen nötig, weil infolge des Rückgangs des Teerbrennens und des Getreidebaus die Bevölkerung in vermehrtem Mass auf Viehzucht angewiesen war.

Die Formen der Bearbeitung und Nutzung des Bodens und der Teilung des Ertrages richten sich vielfach nach dem Vorbild der Fischfanggenossenschaften. Die Modelle, die sich ergeben, werden vom Verfasser nach den einzelnen Landschaften geordnet und katalogartig aufgezählt. Interessant sind die Ergebnisse bei einem Studium der Terminologie dieser Genossenschaften. Dort, wo kooperative Funktionsmodelle wirksam sind, haben wir es mit dem alten Wortschatz des gesellschaftlichen Lebens, der bäuerlichen Gemeinschaft zu tun; die Ausdrücke der Genossenschaften mit kapitalistischen Funktionsmodellen, d.h. mit Geldablösungen, sind in der Gemeinschaft nicht fest eingebürgert, sie entstammen der allgemeinen Verwaltungssprache. Ein letzter Abschnitt zeigt auf, wie weit die moderne Gesetzgebung die alten Seesenkungsgenossenschaften schaften anerkannte oder sie durch Bestimmungen in ihrem Wesen entscheidend beeinflusste; es geht also um die Konfrontierung Volksrecht: Staatsrecht (Parallelfälle bei uns wären Handschlag und Kauf und Verkauf). – Einen besonderen Hinweis verdient die Abbildung von «Sumpfskiern» auf S. 38; sie wurden von den Schnittern verwendet, wenn sie auf dem weichen Seeboden ihre Arbeit verrichteten, um nicht einzusinken. Wildhaber

Heinrich Renner, Wandel der Dorfkultur (Zur Entwicklung des dörflichen Lebens in Hohenlohe). Stuttgart, Silberburg-Verlag/Werner Jäckh, 1965. 144 S., 31 Abb., 3 Karten. (Veröffentlichungen des Staatl. Amtes für Denkmalpflege Stuttgart, Reihe C: Volkskunde, 3).

Württemberg verfügt über ein einzigartiges volkskundliches Quellenmaterial aus der Zeit um die Jahrhundertwende: die von dem Germanisten Karl Bohnenberger angeregten Berichte («Konferenzaufsätze») aus zahlreichen Orten des ehemaligen Königreichs. Sie

wurden seinerzeit von Bohnenberger und seinen Mitarbeitern bereits für einzelne Sparten der Volkskunde ausgewertet, und H. Dölker vereinigte deren Aufsätze 1961 in einem Neudruck unter dem Titel «Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg». Bei der Besprechung der Neuausgabe (SAVk 58, 172) erhob sich der Wunsch, es möchte ein Württemberger die Quellen von 1900 mit den Verhältnissen der Gegenwart vergleichen. Diesen Wunsch erfüllt nun Renner für ein Teilgebiet, die fränkische Region Hohenlohe (württembergisch erst seit 1806), für die Aufzeichnungen aus 48 Orten vorliegen. Er schildert einleitend die Veränderungen im Wirtschafts- und Sozialleben, das auch hier durch zwei Kriege und deren Folgen empfindlich gestört wurde. Auf diesem Hintergrunde konfrontiert er die Gegenwart mit den «Konferenzaufsätzen» für «Lebens- und Gemeinschaftsformen» und für die «überlieferten Volksgüter». Unverkennbar ist seine Tendenz, über dem äusseren Wandel die inneren Konstanten nicht zu verkennen, eine Einstellung, der wir nur beipflichten können. Die Art der Darstellung freilich gibt zu einigen kritischen Bemerkungen Anlass. So kann sich der Leser über die auch in Hohenlohe zweifellos wichtigen konfessionellen Verhältnisse nirgends richtig orientieren. Unklar bleibt auch, auf wie viele und wie gute Gewährleute sich die eigenen Beobachtungen stützen. Der Modellfall solcher Untersuchungen, Strübins «Baselbieter Volksleben», ist dem Verfasser anscheinend ebenso unbekannt geblieben wie Hans Mosers Aufsätze über den «Folklorismus», die vielleicht doch zu etwas grösserer Vorsicht in den volkstumspflegerischen Neigungen geführt hätten. Das ständige Bedürfnis, Einzelbeobachtungen mit theoretischen Erörterungen über den «dörflichen Menschen» oder gar über «den Menschen» schlechthin zu verknüpfen, ist zwar bei einer Erstlingsarbeit verständlich, aber doch nicht zu rühmen. Dass dessen ungeachtet der «volkskundliche Mensch» aus dem Buche viele wertvolle Einzelheiten lernen kann, z.B. über die noch immer funktionierende Nachbarhilfe, über den Wandel abergläubischer Vorstellungen und Manipulationen, über intensiv geübte Totenbräuche usw., das bleibt als Positivum der fleissigen Arbeit anzuerkennen.

Trümpy

Patrick Murray, Toys. London, Studio Vista Ltd.; New York, E. P. Dutton, 1968. 160 S., zahlreiche Abb. (Studio Vista/Dutton Pictureback).

Das reizende Bändchen, das mit einer Fülle von Abbildungen ausgestattet ist, ist von Patrick Murray, dem Gründer und langjährigen Leiter des Museums of Childhood in Edinburgh, geschrieben. Die Abbildungen – und zu einem grossen Teil auch der Text selber – basieren auf dem Material seines Museums. Darin liegt einerseits der Vorteil, weil wir mit englischen, schottischen und amerikanischen Objekten bekannt gemacht werden, die in deutschsprachigen Werken meist nur als Randerscheinung erwähnt werden; andrerseits zeigt sich aber der Nachteil darin, dass der Verfasser die deutsche und französische Literatur nur oberflächlich zu kennen scheint und dass seine allgemeinen historischen Bemerkungen doch öfters etwas einseitig wirken. (Dass auch die deutschen Wörter, die verwendet werden, manchmal eine etwas wacklige Orthographie aufweisen und dass z.B. Sonneberg beinahe durchwegs als Sonneburg geschrieben ist, sei wenigstens am Rande angemerkt). Das Buch ist so angeordnet, dass der Verfasser jeweils eine Gruppe von zusammengehörigen Spielzeugen unter einem passenden Titel auf zwei Seiten zusammenstellt und mit einem Begleittext von etwa 20 Zeilen versieht; der Text könnte auch in der Museumsvitrine als Erklärung neben den Objekten stehen. Dem Text sind gewöhnlich zwei Abbildungen beigegeben. Die ganze Anordnung wirkt also beinahe wie ein aufgelockerter Museumsführer. Gerade dies wird dem Spielzeugsammler wertvoll sein; überdies erfährt er eine Menge englischer Fachausdrücke. Das Kapitel über "Religious toys" (S. 138f.) finden wir nicht sehr glücklich; die Sätze: "The Christmas Crib, now only used devotionally, was originally a Catholic toy" und "Basically, as a Pagan votive offering survival, all animal toys are religious" dürften wohl kaum unsere Zustimmung finden. Auch im Abschnitt "Wooden animals and birds" (S. 143) spürt man, dass der Verfasser hiezu kaum irgendwelche Beziehungen hat.

Wildhaber

Erwin Mehl, Grundriss der Weltgeschichte des Schifahrens (Schigeschichte). I. Von der Steinzeit bis zum Beginn der schigeschichtlichen Neuzeit (1860). Schorndorf b/Stuttgart, Verlag Karl Hofmann, 1964. 161 S., 68 Abb. (Beiträge zur Lehre und Forschung der Leibeserziehung, 10).

Der Geschichte dieses Sportgerätes nachzuforschen, das anfänglich nur ein Behelf armer Steinzeitjäger gewesen ist und das sich dann explosionsartig die Welt erobert hat, hat etwas Faszinierendes. Keiner wäre so berufen gewesen, eine Skigeschichte zu schreiben, wie der bekannte Erwin Mehl aus Wien. Mehl hat das Skifahren Zeit seines Lebens unaufhörlich gepflegt; seine Forschungsergebnisse gründen sich folglich auf die Praxis. Seine Art, den reichen Stoff zu formen und zu gliedern, bestätigt dies. Der vorliegende Grundriss verfolgt in seinem ersten Teil den Weg des steinzeitlichen Jagdgeräts zum modernen Sportgerät unserer Zeit, mit andern Worten: es wird aufgezeigt, wie die Brauchkunst der alten Jäger, Bauern und Krieger im hohen Norden ausgeschaut hat und wie sich daraus dann die sportliche Übung der Städter (ab 1891 als Folge von Nansens Buch «Auf Schneeschuhen durch Grönland») entwickelt hat. Mehl unterscheidet ein «Altertum» und ein «Mittelalter» der Skigeschichte. Den 2. Teil (der wohl in Bälde erscheinen wird) hat er der «Neuzeit» vorbehalten. Das Werk ist hervorragend dokumentiert. Der Verfasser verarbeitet eine Unmenge Material, aber er tut dies übersichtlich, so dass die Arbeit gut überschaubar bleibt. Der Stoff, der angeboten wird, interessiert den Leser, ganz gleichgültig, ob er Historiker, Volkskundler – oder «bloss» Skifahrer ist! Mehls Leistung, die nordische Entwicklung des Skis übersichtlich darzustellen, verdient höchstes Lob. Mit der dem Verfasser eigenen Liebe, jedem Detail nachzuspüren und das Ganze dann zu einem grossartigen Mosaik zusammenzulegen, führt uns Mehl die Hauptarten des Skis vor, zeigt darauf, wie, wo und wann der Ski erfunden worden ist, berichtet vom russischen und polnischen Skilauf und gibt auch geschichtliche Nachrichten über den altfinnischen Skilauf. Eine Übersicht über die Entwicklung in Norwegen, Schweden und Mittel- und Südeuropa rundet die Arbeit ab. Das reiche Bildmaterial erleichtert das Verständnis des Werkes. In einem sprachlichen Anhang deutet Mehl die Etymologie der Vokabel «Ski» und klärt auch Fragen, welche die Schreibweise und die Aussprache des Wortes betreffen. Erst der Ski hat dem Menschen jene Gebiete zu dauernder Besiedlung erschlossen, die während Monaten unter Schnee liegen, das heisst vor allem die riesigen Ländermassen im Innern des nördlichen Eurasiens und Amerikas von Skandinavien bis Labrador, zumal den Waldgürtel; erst der Schneeschuh hat wohl auch ein so folgenreiches Ereignis wie die Zähmung des Rentiers möglich gemacht. O. Zumstein

Volksdichtung und Volkslied

Alfred Cammann, Deutsche Volksmärchen aus Russland und Rumänien. Bessarabien, Dobrudscha, Siebenbürgen, Ukraine, Krim, Mittelasien. Göttingen, Verlag Otto Schwartz & Co., 1967. 456 S., 35 Abb., 2 Karten. (Monographien der Wittheit zu Bremen, 6).

1961 hat Cammann seine prächtige Sammlung «Westpreussische Märchen» herausgebracht; nun verdanken wir ihm ein neues Werk, das ich ohne Bedenken zu den ganz grossartigen Märchenbüchern zählen möchte, nicht nur wegen der Einmaligkeit des Materials der ehemaligen deutschen Siedlungen in Russland und Rumänien, sondern vor allem auch wegen der bewundernswürdigen, menschlichen Haltung des Verfassers mit ihrem versöhnenden Verständnis für alles, was geschehen ist. Hier kommt ein «Volksbegriff» zur Geltung, jenseits aller Hassgefühle und jeglichen rassisch-mystischen Nebels. Der Verfasser verdient Dank und Anerkennung für das, was er geschrieben und geleistet hat.

Der Titel «Volksmärchen» ist wohl etwas zu eng; Kurt Ranke sagt in seinem Geleitwort mit Recht, es handle sich um Märchen, Sagen, Legenden, Exempel und Schwänke, aufgezeichnet in Schwäbisch, Pfälzisch, Moselfränkisch, Niederdeutsch und in hochdeutscher Umgangssprache. Im Archaismus der Erzählungen dieser Insel-Volksgruppen

dürfte sich vorgrimmsches Formengut erhalten haben. Bedeutende Teile des vorliegenden Materials sind von Cammann im Raum Niedersachsen-Bremen gesammelt worden. 50 Gewährsleute haben die 180 Geschichten erzählt; es lassen sich in diesen Aufzeichnungen neue Feststellungen machen über interethnische Verflechtungen und über den Erzählstil und seine gestaltende, neuschaffende Formkraft. In seiner Einleitung schildert Cammann Land und Siedlung dieser Insel-Volksgruppen; am Beispiel Bessarabiens geht er auf aufschlussreiche Einzelheiten ein; schön ist seine Darstellung der Erzähler und der Erzählgemeinschaften, die sich auch heute noch auf den Kolchosen Mittelasiens finden, wo beim Hacken und Pflücken auf den Baumwollfeldern ein Erzähler – oder ein Vorsänger – mit seiner Erzählung oder dem Lied das Tempo der Arbeitsweise bestimmt. Wichtig ist ferner die Feststellung: «Die gemeinsame Geschichte und das gemeinsame Schicksal fördern diese Vorstellung einer alten Einheit, die wir bei aller Verschiedenheit der stammesmässigen Herkunft und Mischung, der unterschiedlichen Konfession von den schwäbischen Pietisten bis zu den norddeutsch-holländischen Mennoniten, den Katholiken und Baptisten in der Volksgruppe als eine Einheit grundständig bäuerlicher Kolonisten ansehen, die ihre ursprüngliche Heimat verlassen haben, um dem Ruf des Zaren oder der christlichen Verheissung gen Osten zu folgen» (S. 39). Der Verfasser selber ist überrascht vom Ergebnis seiner Arbeit, dass im deutschen Sprachraum der Gegenwart noch einmal eine solche Fülle an Volkserzählern aufgespürt werden konnte. Dazu kommt weiter, dass die Nordküste des Schwarzen Meeres bis in die Steppen Mittelasiens hinein ein Land des Austauschs ist, eine Berührungs- und Durchdringungszone europäischer und asiatischer Lebensform, die darum für die Erforschung der Kulturräume so bedeutsam ist. Die Anmerkungen eröffnen eine reiche Quelle von Bemerkungen und Schrifttumsangaben zur Sprachinselforschung. Kurt Ranke und Fritz Harkort beschliessen den Band mit dem Typenverzeichnis. Wildhaber

Der vielförmige Hintzelmann. Faksimiledruck nach der Auflage von 1704 aus Anlass des 70. Geburtstags von Professor Dr. Will-Erich Peuckert. Göttingen, Verlag Otto Schwartz & Co., 1965. Unpaginierte Vorrede, 379 S., Anhang 48 S.

Ein Verlag kann wohl einem seiner Autoren kaum ein sinnigeres und vergnüglicheres Geburtstagspräsent überreichen, als ein selten gewordenes Buch in einem reizvollen Faksimiledruck für ihn herauszubringen. Beim vielförmigen Hintzelmann handelt es sich um die «Vmbständliche und merckwürdige Erzehlung von einem Geist, So sich auf dem Hause Hudemühlen, und hernach zu Estrup im Lande Lüneburg unter vielfältigen Gestalten und verwunderlicher Veränderung, durch Zulassung Göttlicher Providentz sehen lassen, und sich bald freundlich und familiair, bald aber schädlich und gefährlich erwiesen». Im Verfasser dürfte man einen Geistlichen vermuten, der noch fest im Hexenglauben und den Vorstellungen vom Teufelspakt befangen ist; sogar im harmlosen Heinzelmännchen erkennt er den Teufel in seiner «vielförmigen» Verwandlungsmöglichkeit. Es werden alle die – durch genaue Ortsangabe und Namensnennung der betroffenen Personen glaubwürdig gemachten – Erscheinungen und Taten des kleinen Wichtes der Reihe nach aufgezählt und beschrieben; daran knüpfen sich jeweils längere pastorale Belehrungen. Das erste «verbürgte» Auftreten des Heinzelmännchens erfolgte 1584. Interessant sind die verschiedenen Sagenmotive, die erzählt werden; ertragreicher ist allerdings der beigefügte «Anhang einiger sonderlichen und wundersamen Historien von Erscheinungen der Geister und Gespenster»; hier finden sich unter anderem Belege zu den in Schweine verwandelten und verkauften Strohhalmen und zum Werwolfglauben. Entzückend sind die dem Buch beigegebenen Kupferstiche, welche der Leipziger Ausgabe von 1704 entnommen sind. Wildhaber

Viktor von Geramb, Kinder- und Hausmärchen aus der Steiermark. 4. Auflage, bearbeitet von *Karl Haiding*. Graz, Leykam-Verlag, 1967. 278 S.

Die Gerambschen Kinder- und Hausmärchen aus der Steiermark sind so bekannt und geschätzt, dass wir hierüber kein Wort mehr verlieren müssen. Wir können uns ganz auf die

eben herausgekommene Neuauflage beschränken. Die drei früheren Auflagen erschienen – mit leichten Änderungen – 1941, 1946 und 1948. Es sind nun also immerhin 20 Jahre seit der 3. Auflage verstrichen, und gerade in diesen 20 Jahren ist die Märchenforschung ein gut Stück weitergekommen; eine Neubearbeitung drängte sich also auf. Die 4. Auflage enthält 36 Märchen gegenüber 35 der früheren Auflage; das ergibt ein scheinbares Gleichgewicht. Prozentual gesehen sieht die Sache aber ganz anders aus; ca. 30% der Texte sind geändert: es sind Geschichten ausgeschieden worden, die entweder einer anderen Erzählgattung als dem Märchen angehören, keine echten Volkserzählungen sind oder zu stark bearbeitet wurden. Dafür hat Haiding eine Reihe neuer Märchen aufgenommen. Dazu kommt weiter, dass Haiding den gesamten Anhangapparat neu gestaltet und geschrieben hat. In seinem Nachwort geht Haiding zunächst auf die Sammler und die Zusammensetzung des Gerambschen Buches ein, darauf untersucht er die Verteilung der Märchen auf die Täler und Landschaften der Steiermark, und endlich entwirft er ein anschauliches Bild von den Erzählerpersönlichkeiten. Herkunftsnachweise und Anmerkungen sind von Haiding – unter Benützung des Gerambschen Textes – von Grund auf neu bearbeitet; ebenso ist die reiche Bibliographie sein Werk. – Aus all dem Gesagten ergibt sich, dass der Benützer hier ein völlig anders gestaltetes Buch vor sich hat, wenn auch die ganze Aufmachung, inklusive der Deckelzeichnung, den Eindruck erwecken soll, es handle sich um das alte Gerambsche Werk. Es hätte sich gehört, dass Haidings Name auf dem Buchdeckel neben Geramb verzeichnet worden wäre, um so mehr als sein Name in der internationalen Fachwelt einen ausgezeichneten wissenschaftlichen Klang hat.

Wildhaber

Das Schloss an den goldenen Ketten. Reihe: Märchen der Völker (Red.: Gyula Ortutay): Französische, italienische, spanische, portugiesische Märchen. Auswahl, Redaktion und Erklärungen von *Tekla Dömötör*. Deutsche Übersetzung. Budapest, Corvina Verlag, 1967. 404 S., Abb.

Der Corvina Verlag gibt hier eine reizvoll aufgemachte und mit vergnüglichen Zeichnungen illustrierte Sammlung von rund 50 Märchen aus den westromanischen Ländern in deutscher Übersetzung heraus. Wir haben dabei allerdings verschiedene Fragen, deren Beantwortung uns nicht recht klar ist. Wenn die Sammlung in ungarischer Sprache für die Benützung der ungarischen Kinder erschienen wäre, würden wir das ohne weiteres verstehen und begrüssen. Warum aber in deutscher Sprache, wo wir doch die vorzüglichen – und überdies wissenschaftlich sorgfältig redigierten – Bände der Diederichsschen «Märchen der Weltliteratur» haben (z.B. den Band von Karlinger)? Die «Erklärungen», die Tekla Dömötör dem Bande beifügt, sind für eine halbwegs wissenschaftliche Ausgabe völlig ungenügend und für ein «Kinderbuch» überflüssig. (Diese «Fragen» richten sich nur an den Verlag, nicht an Frau Dömötör, denn dass sie jeden nur wünschbaren wissenschaftlichen Apparat dazu hätte liefern können, braucht wohl nicht besonders betont zu werden!). Die quellenmässigen und geographischen Herkunftsangaben für die Märchen fehlen; die Originaltitel der einzelnen Märchen sind nirgends erwähnt. All dies hätte auf ganz wenigen Seiten die «Erklärungen» ersetzen und damit dem Buch wissenschaftliche Verwendbarkeit sichern können. – Zu den «Nationalitäten» ist zu sagen, dass bei «französisch» auch bretonische (wohl in französischer Sprache abgefasst, aber ethnisch nur sehr bedingt zugehörig), welsch-schweizerische und kanadische (?) Märchen zugerechnet sind und bei «italienisch» sizilianische und maltesische.

Wildhaber

Kevin Danaher, Folktales of the Irish countryside. Cork, The Mercier Press, 1967. 139 p. (A Mercier Paperback).

Wir freuen uns, dass uns die Schätze der irischen Volkskunde in vermehrtem Masse und auf leicht zugängliche Art eröffnet werden. Dies ist nicht zuletzt das Verdienst der Mercier Press, die mit ihren handlichen Paperbacks einen guten Griff getan hat. Das neue Bändchen stammt von Kevin Danaher, einem der Mitglieder der Irish Folklore Commis-

sion in Dublin. Er benützt allerdings nicht das Material des Archivs der Commission, sondern er erzählt aus der Erinnerung Geschichten, die er in seiner Jugendzeit gehört hatte und die ihm einen unauslöschlichen Eindruck machten. 40 Geschichten – Sagen und Märchen – sind hier vereinigt; sie stammen von sechs Erzählern, die in der Einleitung kurz charakterisiert werden. Unter diesen Erzählern ist auch Danahers Urgrossmutter. Alle Erzähler gehören zur engeren Heimat des Herausgebers, der Grafschaft Limerick (es ist die Gegend, in der er auch «sein» Freilichtmuseum aufzubauen beginnt). Es ist gut, dass sie von Danaher niedergeschrieben wurden, denn – so sagt er selbst im Vorwort – die alte Erzählkunst stirbt in Irland rasch aus, und vermutlich gibt es in der Grafschaft Limerick keinen einzigen Erzähler «of the old style» mehr. Die Vorliebe der Erzähler für bestimmte Gattungen lässt sich an den 40 Beispielen schön beobachten; während der eine Erzähler Märchen bevorzugt, liegen einem andern fromme, erbauende Geschichten von Heiligen und der Gnade und Gerechtigkeit Gottes (z.B. die viel verbreitete Fassung vom heiligmässigen Mann, der seinen Mantel am Sonnenstrahl aufhängen kann, solange er im Zustand der reinen Frömmigkeit lebt). Wieder andere Erzähler lieben die Geistergeschichten und unheimlichen Erlebnisberichte (z.B. die kleine Sage, in welcher die Erinnerung an einen ehemaligen Totenweg auf so packende Art nachlebt). Anmerkungen am Schluss verweisen in gedrungener Knappheit auf irisches Parallelmaterial. Wildhaber

Yolando Pino-Saavedra, Folktales of Chile. Translated by Rockwell Gray. Foreword by *Richard M. Dorson*. Chicago, University of Chicago Press, 1967. XLVII, 317 S. (Folktales of the World).

Das ist bereits der neunte Band dieser repräsentativen Reihe von Volkserzählungen aus der ganzen Welt. Mit ihm kommt zum erstenmal Lateinamerika zu Wort. Der Herausgeber Yolando Pino-Saavedra ist einer der ganz hervorragenden Folkloreforscher von Südamerika; er hat vor einigen Jahren ein dreibändiges Werk herausgegeben «Cuentos folklóricos de Chile»; eine Auswahl von 38 Märchen daraus ist 1964 als Band der «Märchen der Weltliteratur» unter dem Titel «Chilenische Volksmärchen» erschienen. Die vorliegende Ausgabe umfasst 50 Nummern, geordnet in sechs Gruppen, von denen die Zaubermärchen mit 27 Geschichten den weitaus grössten Teil beanspruchen. Für Pino-Saavedra sind die chilenischen Erzählungen eindeutig aus der spanisch-europäischen Tradition herzuführen. Demgegenüber weist Dorson in seiner Einleitung auch auf die unverkennbaren indianischen und afrikanischen Einflüsse hin, die sich mit den europäischen und den amerikanisch-christlichen Elementen zu einer verwirrenden Einheit mengen. Vor allem schimmert überall ein eigenartiger und beinahe befremdlicher Katholizismus durch, so wie wir ihn am besten wohl aus dem mexikanischen volkstümlichen Kirchenbrauchtum kennen. Das gibt den chilenischen Erzählungen einen grossen Reiz und eine bezaubernde Frische. Wer sich mit lateinamerikanischer Volkskunde befassen will, wird eine nützliche chilenische Bibliographie in diesem Buch finden. Dorsons Einleitung wird ihm den Blick für südamerikanische Volkskundeprobleme auf ganz vorzügliche Weise öffnen. Das Buch schliesst, wie üblich, mit dem Anmerkungsapparat, den Motiv- und Typenverzeichnissen und einem Sachregister. Wildhaber

Richard M. Dorson, American negro folktales. Collected with introduction and notes. Greenwich, Connecticut, Fawcett Publications, 1967. 384 S. (A Fawcett Premier Book).

Schon vor mehr als zehn Jahren hatte Dorson mit dem Sammeln und der Publikation von amerikanischen Negererzählungen begonnen; vor allem sind seine beiden vorzüglichen Bücher "Negro folktales in Michigan" (1956) und "Negro tales from Pine Bluff, Arkansas and Calvin, Michigan" (1958) zu erwähnen. Die vorliegende Paperback-Ausgabe vereinigt den grössten Teil des ersten der genannten beiden Bücher mit der Hälfte des zweiten; dazu kommen ungefähr zehn in Zeitschriften publizierte und vier bisher unpublizierte Erzählungen. Schon in dieser Hinsicht wird Dorsons Buch die handliche Zusammenfassung amerikanischer Negererzählungen, zum mindesten für die von ihm befragten Negergemeinschaften in den Gebieten von Michigan, Arkansas und Mississippi.

Was sein Buch aber noch besonders wertvoll und willkommen macht, ist die neu geschriebene Einleitung, in welcher er auf den Ursprung dieser Erzählungen, auf die Erzählgemeinschaften und die Charakteristik der einzelnen Erzähler und ihrer Erzählkunst eingeht. Ebenfalls neu ist die Anordnung der Themenkreise, die übersichtlich in 15 Kapitel angeordnet sind, so dass man sich leicht über gesuchte Gebiete orientieren kann. Den Beschluss bilden eine Bibliographie und die Register der Motive und Typen, welche alle den Stand der neuesten Literatur berücksichtigen. Dass alles mit philologischer Sorgfalt geplant und geprüft ist, ist bei Dorson selbstverständlich; man kann sich bei ihm auf jede einzelne Angabe verlassen. Zudem ist es ein richtiger Genuss, die Geschichten in ihrer saft- und kravtfollen Sprache zu lesen. Wildhaber

Robert Cogho und *Will-Erich Peuckert*, Volkssagen aus dem Riesen- und Iser-Gebirge. Göttingen, Verlag Otto Schwartz & Co., 1967. IX, 102 S., 10 Taf., 1 Karte.

Hier erscheint wieder eine der sehr verdienstlichen Peuckertschen Neuausgaben von seltenen und schwer zugänglichen Sagensammlungen. Robert Cogho hat in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sein Material aus dem Riesen- und Iser-Gebirge zusammengetragen; es ist nicht besonders umfangreich – die Sammlung zählt 43 Nummern – dafür aber zuverlässig. Der Band wird glücklich ergänzt durch eine gleich grosse Zahl von Nummern, welche Peuckert in den Jahren 1915–1920 im Isergebirge aufnahm und dann in den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde publizierte. Ein Sachregister erschliesst die einzelnen Sagen auf leichte Art; zudem gibt Peuckert eine Bibliographieliste. Zu den einzelnen Sagen führt er die in seinem Zettelkasten vorhandenen Parallelbelege an, die man dankbar anerkennt (für die ausserdeutsche Literatur sind sie allerdings etwas zufällig). Zur Nr. 19 wäre der Hinweis auf den umfassenden Aufsatz von Elfriede (Moser-)Rath über den Hehmann (Österreich. Zs. f. Vk. 7 [1953] 98–139) nützlich gewesen. Einen besonderen Hinweis verdient der Aufsatz über «die Walen oder Venediger im Riesengebirge» mit den ausführlichen Anmerkungen von Peuckert und der Wiedergabe der interessanten Walenzeichen. Wildhaber

Hilding Pleijel, Bror Olsson, Sigfrid Svensson, Våra äldsta folkböcker [Unsere ältesten Volksbücher]. Lund, C. W. K. Gleerup, 1967. 200 S. (Reihe: Tema).

In den in diesem Buch vereinigten vier Aufsätzen haben die drei schwedischen Verfasser das Thema der Erbauungsliteratur und ihres Einflusses auf die Gestaltung der protestantischen Volksfrömmigkeit behandelt. Die Aufsätze von Pleijel und Olsson sind bereits 1941 und 1942 erschienen; sie sind hier nachgedruckt. Als «Volksbücher», d.h. als Bücher, die vom Volk gelesen wurden, gelten Bibelausgaben, Katechismen, Psalmenbücher und Almanache. Die von Pleijel geschriebene Arbeit über die Bibel geht stark auf volkskundliche Fragestellungen ein; er untersucht die Stellung der Bibel in der Kirche, im Heim und im Feldlager; dann behandelt er den «Leser» und den «Kolporteur». Besonders herausgehoben werden die Herrenhuter und die Pietisten. Es soll auch das umfangreiche Literaturverzeichnis zum Thema erwähnt werden. (Auch die drei anderen Aufsätze haben solche bibliographischen Angaben). Bei der Abhandlung über den Katechismus sei aufmerksam gemacht auf die Abschnitte über Visitationen und «Hausbesuch» und über die Opposition gegen die Katechismen. Ausgesprochen volkskundlich ist der Beitrag von Svensson über den Almanach. Er fasst den Begriff auch im Sinne der Zeitrechnung auf; daneben behandelt er die Bedeutung der Almanache im Volksleben und geht ebenfalls ein auf die römisch-katholischen Kalender. Wildhaber

Irene Maria Malecore, La poesia popolare nel Salento. Firenze, Olschki, 1967. 483 p. (Biblioteca di «Lares», 24).

Paolo Toschi hat für die Leser seiner Lares-Bibliothek immer wieder Überraschungen bereit. Hier präsentiert er die grosse Volksdichtungssammlung einer Forscherin, die lange Jahre im Salento (dem zu Apulien gehörigen italienischen Stiefelabsatz) gearbeitet und vor allem in Lecce, Surbo und Castro gesammelt hat. Die Verfasserin stellt in ihrer um-

fassenden und kenntnisreichen Einleitung die verschiedenen Arten der Volkspoesie vor: episch-lyrische Lieder, lyrische und erzählende religiöse Lieder und Gedichte, Liebes- und Arbeitslieder, Sprichwörter, Rätsel und Kinderverse. Unter den erzählenden Liedern hat sie z.B. auch die Moritat vom Mörderdoktor Lo Verso gehört (dazu wäre noch zu zitieren Toschi, in: Lares XV, 1949, p. 209–213 und Schenda, in: Z. f. Vk. 58 [1962] 229, num. 19), die im Jahre 1948 entstand – sie gibt also zu, dass Flugblattlieder die Sänger inspirieren können. Und auch beim Lied von S. Vito weist sie auf gedruckte Balladen hin (p. 51, 187). Das ist insofern neu, als noch Del Donno (Bibl. di «Lares», XIII, XV) solche Einflüsse durchaus nicht sehen wollte (cf. Jahrb. f. Volksliedforschung 1965, p. 191–193). Bemerkenswert ist auch, dass diese Sammlung hie und da Notenbeispiele gibt (aber noch keineswegs genug davon) und dass sie mitteilt, wer die Lieder vorgesungen hat (aber wann?), ja gelegentlich sogar Sängerin und Vortragsweise beschreibt (p. 46). So verwundert es eigentlich, dass die Verfasserin in einem zweiten Teil, der von Metrik, Dichtungsarten, Tradition und Innovation, Diffusion und Ursprüngen handelt, nicht auch in einem soziologischen Kapitel berichtet hat, wer im Salento was, wann und in welcher Umgebung singt. Aber eine solche Betrachtungsweise scheint den Italienern noch immer fremd zu sein. Einige wichtige Hinweise finden sich jedoch im Kapitel «Diffusione dei Canti» (p. 182–187: Arbeiterfluktuation, Diffusion durch Bänkelsänger, Zirkulation auf Märkten und bei Festen). Neue, erfreuliche Ansätze sind also da, manches hat die Verfasserin in neuem Licht erscheinen lassen – hoffentlich findet ihre Arbeit das Echo, das sie verdient.

Der umfangreiche Anhang mit Texten in apulischem Dialekt (da sind die Wörterbücher von Gerhard Rohlfs hilfreich) enthält u.a. viele Legendenlieder und Liebeslieder, ein Wochentagslied (num. 35), ein Zahlenlied (Die zwölf Worte der Wahrheit, 38), ein Lied vom Jüngsten Gericht (40), eine Passionsuhr (46), Sprichwörter (123–284) und Rätsel (285–304), ein Lied mit dem Motiv des ins Wasser gefallenen Rings (389), Rosenkranzgebete (393–396), die Zehn Gebote (398) und das Credo (399f.), ein Alexiuslied (403) und den vollständigen Text des historischen Volksschauspiels «La distruzione di Roca», das vom Kampf der Türken und Christen handelt und fast alljährlich in Melendugno (Lecce) aufgeführt wird. Wir sind der umsichtigen Verfasserin für diese reiche Sammlung zu Dank verpflichtet. Rudolf Schenda

Giovanni B. Bronzini, Tradizione di stile aedico dai cantari al «Furioso». Firenze, Olschki, 1966. 131 p. (Biblioteca di «Lares», 23).

Es ist nicht alles antik und nicht alles lateinischen Ursprungs, was wie ein Topos aussieht. So könnte man, als Antithese zu E. R. Curtius' Theorien, die These des bekannten italienischen Volksliedforschers umschreiben. Bronzini geht in diesem bemerkenswerten Buch dem «aedischen Stil» in den grossen Ritterepen der Renaissance nach (L. Pulci: Morgante, M. Boiardo: Orlando innamorato, L. Ariosto: Orlando furioso). Diese geben dem Volksliteraturforscher und dem Literatursoziologen noch immer viel zu denken: da geht es um den Aufstiegsprozess vom altfranzösischen und altitalienischen Volksepos (dem «cantare») zum höfischen Meisterwerk, um die Überwindung der Ritterwelt in der Gesellschaft des 15. Jahrhunderts, um die Rezeption und Ironisierung veralteter Ideale, um die Aufnahme populärer Stilelemente (aus der berühmten «Spagna», der «Rotta di Roncisvalle», dem «Buovo d'Antona» und vielen anderen) und wiederum um das Absinken der grossen Epik in das volkstümliche Singen, Sagen und Spielen bis in unser Jahrhundert. Bronzini kann, auf gründliche Kenntnis der Texte und der Sekundärliteratur gestützt, nachweisen, dass die grossen Dichter Stilelemente von den Wandersängern übernommen haben: die Anrufung Gottes und der Heiligen im Exordium, die Empfehlung in Gottes Schutz am Ende der Gesänge, die Anreden an ein nunmehr fiktives Auditorium, Pausen und Vorankündigungen, moralische Ermahnungen, die Berufung auf nicht vorhandene Chronisten wie den Turpin, den Versuch, dem Fiktiven realen Hintergrund zu verleihen. Selbst Ariosto übernimmt aus populären Quellen Berichte vom Zauberer Merlin und vom Priester Johann, Hinweise auf die Totenklage und auf Ritter-

bräuche – doch scheinen solche Hinweise auf populäre Fakten nicht immer ein Beweis für den Einfluss der Cantari auf Ariost. Bemerkenswert ist jedoch, wie die Dichter, um der Abwechslung und der Spannung willen, eine Erzählung unterbrechen, um mit einer anderen Episode fortzufahren – das ist ein heute noch geübter Trick populärer Autoren. Nimmt man die volkstümlichen Redensarten, Sprichwörter und Vergleiche hinzu, so wird man dem Verf. wohl zustimmen in der These, dass viel populäres Kulturgut vom Jahrmarktsänger zum höfischen Ependichter aufgestiegen ist. Für das reiche Material, das diese Gedanken belegt, sind wir Bronzini dankbar. Freilich zeigt diese Studie, wie der Verf. selbst bemerkt, nur einen Aspekt der grossen Ependichtung: der höfisch-aristokratische blieb dabei unberührt. Auch weiss Bronzini, dass zum Thema des Absinkens der italienischen Ependichtung noch vieles zu untersuchen bleibt. Eine weitere Frage bleibt offen: Woher nahmen die populären Sänger Norditaliens und Frankreichs im 13./14. Jahrhundert ihre «niedere» Kunst? Ist sie nicht ihrerseits Teilprodukt aus einem grossen Absinkprozess hochmittelalterlicher lateinischer und vulgärsprachlicher Dichtung? Bewegt sich die Geschichte der italienischen Ependichtung in einem doppelten und fruchtbaren Auf und Ab? Doch eine solche Wellentheorie wird nicht jeder Literaturhistoriker akzeptieren mögen. Rudolf Schenda

Giovanni B. Bronzini, Il mito della poesia popolare. Roma, Edizioni dell'Ateneo, 1966. 182 S.

In einer entsprechenden Schrift aus dem deutschen Sprachgebiet würde sicher der Name John Meiers immer wieder auftauchen; hier geschieht das nur einmal und erst gegen Ende des Bandes, der Aufsätze und Vorträge des Verfassers in erweiterter Form allgemein zugänglich machen will. Am häufigsten erscheint hier der Name Benedetto Croces (1860–1952), der im Rahmen seiner Ästhetik versucht hat, dem Wesen der Volkspoesie beizukommen. Bronzini hebt immer wieder hervor, wieviel die italienische Philologie und Literaturwissenschaft dem berühmten Philosophen verdankt, und doch möchte er über Croce hinausführen, weil er allgemein gültigen Kriterien der Volkspoesie misstraut und überzeugt ist, dass die charakteristischen Merkmale von Epoche zu Epoche wechseln. Dass er in diesem Rahmen den Versmassen, der Syntax und der Gedankenführung erhebliches Gewicht beimisst, darf nördlich der Alpen, wo die Motive im Vordergrund stehen, füglich beachtet werden. Im übrigen steht man hier mehrfach unter dem Eindruck, dass Bronzini offene Türen einrennt, so, wenn er sich ausführlich mit dem Grimmschen «Mythus» vom «schaffenden Volksgeist» kritisch auseinandersetzt. Immerhin erfahren wir in seinem Buch auch von einer Kulturverspätung in umgekehrter Richtung: Der Italiener Constantino Nigra hat schon 1876 von der «perpetua creazione» gesprochen, der die Volkslieder beim Weitergeben unterliegen; John Meier brauchte erst viel später für dieses Phänomen das Wort «Herrenrecht des Volkes». – Wie gewisse Dinge «in der Luft liegen» können, beweist der Aufsatz über das Aufsteigen und Absinken der Volkspoesie (Fasi e condizioni di ascesa e discesa della poesia popolare), wo unabhängig von Wioras entsprechenden Forschungen dargestellt wird, wie im Zeitalter des Humanismus zahlreiche volkstümliche Elemente in der «hohen» Poesie Eingang gefunden haben. So sehr sich Bronzinis Schrift an italienische Leser wendet, so fruchtbar kann sie doch für eine Komparatistik des Volkslieds werden. Trümpy

Arend Mihm, Überlieferung und Verbreitung der Märendichtung im Spätmittelalter. Heidelberg, Carl Winter-Universitätsverlag, 1967. 163 S.

Mären sind «Novellen» vorwiegend amüsanten, nicht selten frivolen Inhalts und werden wie die mittelhochdeutschen «Romane», d.h. die Epen, in Reimpaaren erzählt, wenn auch mit recht verschiedenen künstlerischen Ansprüchen. Mihm hat alle erreichbaren Märenhandschriften untersucht und aus ihrem sonstigen Inhalt erschlossen, welche Funktion diesen Erzählungen einst zukam. Besitzervermerke erlaubten ihm auch, Hinweise auf eine mittelalterliche «Literatursoziologie» zu geben: Die Leser rekrutierten sich offensichtlich aus allen Ständen, die überhaupt lesen konnten. Die zahlreichen Varian-

ten ermöglichen (genau wie bei den Volksliedern) längst nicht immer eine Rekonstruktion der Urfassung; sie gehen zu einem guten Teil darauf zurück, dass die Geschichten von berufsmässigen «Sprechern» vor einem Publikum vorgetragen und bei dieser Gelegenheit improvisatorisch abgeändert werden konnten. Da man im Bereich der volkskundlichen Erzählforschung längst nicht mehr nur mit mündlicher Überlieferung der beliebten Erzählstoffe rechnet, verdient diese ebenso nüchterne wie ertragreiche germanistische Arbeit unsere volle Aufmerksamkeit; sie kann als Ergänzung zu Lutz Röhrichs «Erzählungen des späten Mittelalters und ihr Weiterleben in Literatur und Volksdichtung bis zur Gegenwart» vorzügliche Dienste leisten. (Seltsamerweise sind im sonst ausführlichen Literaturverzeichnis gerade diese beiden Bände nicht erwähnt. Zur Schwanksammlung aus ehemaligem Glarner Besitz fehlt ein Hinweis auf Johannes Duft, Aegid Tschudis Handschriften in der Stiftsbibliothek St. Gallen, in: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte 53 [1959] 125ff.) Trümpy

Sowjetische Volkslied- und Volksmusikforschung. Ausgewählte Studien, herausgegeben von *Erich Stockmann* und *Hermann Strobach* in Zusammenarbeit mit *Kirill Čistov* und *Eugen Hippius*. Berlin, Akademie-Verlag, 1967. 367 S. mit zahlreichen Notenbeispielen. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Volkskunde, 37).

Wer sich bislang – mangels entsprechender Sprachkenntnisse – zur Beurteilung der Leistungen der sowjetischen Volkskunde seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges auf *A. Schmaus*, Probleme und Methoden der sowjetischen Folkloristik, Heft 4 der Wissenschaftlichen Informationen zur Volkskunde, Altertumskunde und Kulturgeographie aus dem östlichen Europa, 1959, stützte, wird schon auf S. 18 des zur Rezension vorliegenden Buches belehrt, dass der Schmaus-Beitrag «nicht nur unvollständig» sei, sondern «die tatsächliche Entwicklung der sowjetischen Folkloristik recht einseitig» behandle. In der Tat vermittelt der neue Sammelband eine solche Fülle anregender Gedanken, dass den Herausgebern für diese Veröffentlichung nicht genug zu danken ist. Es werden damit zweifellos die Leistungen sowjetischer Volksmusikforscher im Westen in ihrer vollen Breite bekannt gemacht und ins rechte Licht gerückt. Eine solche Querverbindung ist für uns aber auch deshalb von Bedeutung, weil das wissenschaftliche Gespräch mit den sowjetischen Fachkollegen schwierig aufzunehmen und aufrechtzuerhalten ist. Gern stimmen wir *K. V. Čistov*, S. 17, zu, wenn er zu den grossen, vielfältigen Aufgaben der russischen Folkloristik den «Ausbau und die Festigung internationaler wissenschaftlicher Kontakte» rechnet, – wozu von unserer Seite alles mögliche beigetragen werden soll. Erfahrungsgemäss nahmen sowjetische Fachkollegen bisher sehr selten an Kongressen und Tagungen, etwa des International Folk Music Council, teil.

Um die Mitte der fünfziger Jahre arbeiteten in der UdSSR zahlreiche Forscher an dem vierbändigen Werk «Das russische poetische Volksschaffen». Gemeinsam suchte man die grundlegenden theoretischen Probleme des Faches zu lösen: Das Wesen der Folklore und ihr Unterschied zur Literatur, insbesondere in der Gegenwart, das Verhältnis von Kollektivität und Individualität in den verschiedenen Entwicklungsetappen der Folklore, die historische Entwicklung der künstlerischen Methode in der Folklore, die Spezifik der Widerspieglung der historischen Wirklichkeit in den verschiedenen Genres, das gesetzmässige Auftreten folkloristischer Werke in bestimmten historischen Perioden und deren produktive Tradierung, die Methodik der historisch-vergleichenden Forschung, die komplexe Anwendung philologischer und ethnographischer bzw. musikwissenschaftlicher Methoden, das Schicksal der traditionellen Folklore in der Gegenwart, usf. Typisch für den heutigen, von der o.g. «Schule» geprägten Stand der historisch-vergleichenden Forschung sei «einerseits die Überwindung formal-komparativistischer Methoden, die Tendenz zur exakten Unterscheidung der verschiedenen Arten folkloristischer Beziehungen (des genetischen, kulturhistorischen, historisch-typologischen Aspekts) und Parallelen folkloristischer Sujets und Gestalten, andererseits die komplexe Anwendung der vergleichenden Forschung auf die jeweiligen historischen Perioden von der Urzeit... bis zur Folklore des zweiten Weltkrieges bei den Slawen» (*Čistov*, Einleitung, S. 14f.).

Kurz ein Blick auf die unter diesem Aspekt verfassten Abhandlungen: *A. M. Astachova* schreibt über «Regionale epische Traditionen in Nordrussland», *V. Ja. Propp* über «Die Sadko-Byline», *K. V. Čistov* über «Irina Fedosova als Repräsentantin der bäuerlichen Weltanschauung in der Zeit nach den Reformen», *V. G. Bazanov* über «Brauch und Dichtung», *B. N. Putilov* über «Zur Textkritik einiger Lieder des Razin-Zyklus», *P. G. Bogatyrev*, «Über die Rolle von Sänger, Zuhörerschaft und Buch bei der Überlieferung und Veränderung epischer Lieder», *V. E. Gusev*, «Über die künstlerische Methode der Volksdichtung». Warum die genannten Aufsätze unter dem Sammeltitel «Volkslied» stehen und die folgenden unter «Volksmusik», ist dem Rezensenten unklar: *E. V. Hippius* über «Zur textologischen Untersuchung musikalischer Veröffentlichungen russischer Volkslieder auf Grund der Sammlung von M. A. Balakirev», *Z. V. Ewald* über «Die soziale Umdeutung von Ernteliedern im belorussischen Pols'e», *A. N. Aksenov* über «Die Stile des tuvinischen zweistimmigen Sologesanges», *K. V. Kvitka* «Über die Verbreitung einiger Typen belorussischer Kalender- und Hochzeitslieder», *V. S. Vinogradov* über «Zur Ethnogenese der Kirkisen im Zusammenhang mit einigen Wesenszügen ihrer Volksmusik».

Den einen oder andern der Aufsätze hier hervorzuheben, verbietet nicht nur der begrenzte zur Verfügung stehende Platz – sondern auch die gleichmässig auf hohem Niveau stehende Behandlung der Themen. Wo es um fachliche Fragen geht, ist die Arbeitsweise vorbildlich und übernational akzeptabel. Der Schritt zur Pflege und bemühten «künstlerischen Aufwertung» des Volksgutes führt dagegen oft auf Glatteis: damit meine ich den Aufsatz von *Gusev*. Ob der Titel «Über die künstlerische Methode der Volksdichtung» auf eine Ungeschicklichkeit des Übersetzers zurückzuführen ist? Kann Volksdichtung eine «künstlerische Methode» haben? – Meines Erachtens lebt Volksdichtung in bestimmten gesellschaftlichen Situationen, in – deutlicher gesagt – primitiven Um- und Zuständen (seelisch-gesellschaftlichen Grundschichten, bei Naturvölkern), die von der Zivilisation bereits überwunden wurden oder eben – selbst im afrikanischen Busch – überwunden werden. Diese Ansicht bestärkt folgende Beobachtung: «... So gelangte man z.B. auf Grund der Studien über die Folklore des zweiten Weltkrieges zu dem Schluss, dass in diesen Jahren ein zeitweiliges, aber äusserst starkes Aufblühen der mündlichen Volksdichtung im künstlerischen Leben [!] des Volkes nachzuweisen ist» (*Čistov*, S. 15f.): mit dem kriegsbedingten Zurückweichen zivilisatorischer Bedingungen also erhöhten sich die Lebenschancen der Volksdichtung! – Das Beispiel Deutschlands, wo in den zwanziger und dreissiger Jahren die Überschätzung des «deutschen» Volksgutes, die «künstlerische» Aufwertung des «deutschen» Volksliedes (durch Walter Hensel etwa) zur Manipulation und Verfremdung des traditionellen Gutes führte, sollte nicht in anderen Ländern und mit veränderten Vorzeichen Neuauflagen erleben...

Ein Verzeichnis der Quellen, denen die Beiträge des Sammelbandes entstammen, biographische Angaben zu den Autoren und ein überaus wichtiges Verzeichnis übersetzter oder in deutscher Sprache erschienener sowjetischer Publikationen über Volkslied und Volksmusik von 1945 bis 1965 beschliessen das Buch. Wolfgang Suppan

Lajos Vargyas, Researches into the Mediaeval History of Folk Ballad (Translated by Arthur H. Withney). Budapest, Akadémiai Kiadó, 1967. 304 S., 4 Karten im Text, 11 Tabellen z.T. im Text, z.T. beigelegt.

Ungarische Balladen bilden das missing link zwischen West- und Osteuropa: das ist die Hauptthese, die der ungarische Gelehrte in seinem bedeutsamen Buche verficht. Während in den Publikationen des DVA die slavischen Länder wie Rumänien und Griechenland gebührend herangezogen wurden, blieben ungarische Balladentexte bisher so gut wie unberücksichtigt. Diese Lücke schliesst Vargyas mit der Interpretation von 20 Liedern, die ihre Entsprechungen in Westeuropa haben und seiner Überzeugung nach auch von dorther stammen, oder genauer: von Frankreich oder Südbelgien. Oft fehlen zwar auch italienische oder deutsche Gegenstücke nicht, aber weder Italien noch Deutschland haben sie von

Frankreich nach Ungarn vermittelt, wie es geographischem Denken entspräche, sondern französische Siedler, die vor allem in der Anjou-Periode im 14. Jahrhundert nach Ungarn einströmten und ihre Spuren u.a. auch in Ortsnamen hinterlassen haben. Der Beweis für diese fesselnde Theorie konnte nicht leicht fallen, weil gerade die französischen Balladen nur ungenügend publiziert sind. Vargyas sah sich deshalb oft vor die Aufgabe gestellt, aus «verderbten» französischen Fassungen der neueren Zeit die mittelalterliche Form zu erschliessen und diese mit den ungarischen Gegenstücken in Beziehung zu setzen, die auch nicht mehr in allen Fällen, aber doch häufiger, die ursprüngliche Form bewahrt haben. So gefährlich eine solche Beweisführung für einzelne Stücke sein könnte, so überzeugend ist sie doch angesichts der Fülle der Liedtypen, die unter diesem Gesichtspunkte vorgeführt werden. Durchaus glaubhaft wirkt auch, soweit sich das nach den mitgeteilten Regesten beurteilen lässt, dass Slawen und Rumänen ihre entsprechenden Lieder von den Ungarn übernommen haben, während Griechenland seinerseits unter direktem französischem Einflusse stand. Das Buch ist somit für die französischen Volksballaden ebenso wichtig wie für die ungarischen, um so mehr als Vargyas im letzten Kapitel zu beweisen sucht, dass die neue Gattung der Ballade, welche im späteren Mittelalter das Heldenlied ablöste, eine genuin französische Schöpfung war, die sich einerseits zu den Nachbarvölkern, anderseits eben zu den Ungarn (und Griechen) verbreitete.

Die weitere Theorie, dass die Ballade von Bauern nicht nur verbreitet, sondern (unter Verwendung gewisser Elemente des Heldenlieds) unabhängig von der Hochkultur auch geschaffen worden sei, dürfte so kaum haltbar sein, wenn auch der «neue Geschmack», der sich in der Wahl der Themen kundtut (z.B. verlassene, ent- oder verführte Mädchen, treue Ehefrauen, Mordfälle), zweifellos auf einen Wandel in der Gesellschaft zurückgeht. Aber für diese «neue Gesellschaft» des späten Mittelalters haben doch offenbar irgendwie «professionelle» Poeten die Stoffe gestalten müssen, die sie wünschte. Eine Gefahr sehen wir auch in der Einengung des Begriffs der Ballade: Vargyas schliesst nicht nur «historische» Lieder, sondern auch Nachwirkungen von Spielmannsliedern aus, selbst wenn sie im Volk problemlos neben den «echten», d.h. angeblich bäuerlichen Balladen lebten und verwandte Themen beschlugen[1]. Diese Bedenken vermindern jedoch nicht die Bewunderung für die geistvolle Deutung eines reichen, für Westeuropa neu erschlossenen Materials.

Trümpy

Danmarks gamle Folkeviser, Prøvesider af Optrykket – Specimen pages from the Reprint. Kopenhagen, Universitets-Jubiläets danske Samfund, 1966–67. S. 1–27; 1–47; 487–502.

Die im Jahr 1853 von *Svend Grundtvig* begonnene und vor wenigen Jahren abgeschlossene Reihe der Danmarks gamle Folkeviser gilt als eine der bedeutendsten nationalen Sammlungen von Balladentexten. Da die älteren Bände schon seit Jahrzehnten vergriffen sind, hat sich Universitets-Jubiläets danske Samfundet zur Herausgabe eines anastatischen Nachdruckes des gesamten, zehn Bände umfassenden Werkes entschlossen. Der vorliegende «Sonderdruck» enthält die neuen Vorworte zu den einzelnen Bänden, verfasst von *Erik Dal*, Grundtvigs Probe- und Werbedruck von 1847 sowie Proben einzelner Liednummern. Es hiesse Eulen nach Athen tragen, die unter der Abkürzung DgF allgemein bekannte und von der Volksliedforschung ständig benutzte Sammlung hier zu würdigen. (Anderseits sollte auch die schöne Sitte nicht abkommen, zur Rezension vollständige Exemplare vorzulegen.)

Wolfgang Suppan

---

[1] Die Definition der Ballade hat schon immer Schwierigkeiten bereitet. Vgl. neuerdings das Protokoll der «Arbeitstagung über Fragen des Typenindex der europäischen Volksballaden vom 28. bis 30. September 1966 im DVA, Freiburg i.Br.», hektographiert hg. vom Staatlichen Institut für Musikforschung, Abt. für musikal. Vk, Berlin, wo eine lange Diskussion zu der folgenden vorläufigen Umschreibung führte: «Eine Ballade ist ein Lied, das eine Geschichte erzählt, die dramatisch pointiert ist.»

Kurze Hinweise

Von den «Volkskundlichen Informationen» – herausgegeben vom Institut für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin – ist ein zweites Heft erschienen (Nov. 1967; 31 S.). Darin findet sich ein schöner Nachruf auf Wolfgang Steinitz von Paul Nedo. Mit Dank wird man Kenntnis nehmen von den nützlichen Kurzberichten über volkskundliche Archive und Spezialsammlungen in der DDR, so z.B. Archiv der bäuerlichen Arbeitsgeräte, Archiv zur Volkskunde der Fischerei und des Transportwesens, Archiv für ethnographische Ikonographie, Corpus der deuschen Segen und Beschwörungsformeln, und andere mehr.

Helena Johnová, Kultur und Leben des tschechoslowakischen Volkes. Fremdenführer durch die Sammlungen der ethnographischen Abteilung des Historischen Museums, Nationalmuseums in Prag. 1967. 32 S. Text, 37 Abb. auf Taf. – Ein gescheit geschriebener Museumskatalog, der den Besucher mit der Geschichte des Museums und seinen Sammlungen bekannt machen möchte und ihm zugleich einen Einblick in die ständischen Schichten und ihre volkstümlichen Äusserungen gibt. Der Text kann, notgedrungen, nur andeuten; zwei Seiten befassen sich auch mit der Situation nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Abbildungen bringen schöne Beispiele aus dem gesamten volkskundlichen Sammelbereich.

Arbeiten über Masken und Riesenfiguren. Der unermüdlich forschende *René Meurant* hat neuerdings einige Beiträge zum Thema der Riesenfiguren ausgearbeitet; so erschien in den *Rencontres; Cahier de l'Institut provincial de l'Education et des Loisirs* (Hainaut, Belgique) 1966, n⁰ 2–3, ein zehnseitiger Artikel über «Les géants du Pays d'Ath» (mit 3 guten Photos und einer Karte); die historische Sichtung der Umzüge aus der gleichen Gegend, mit den Figuren von Goliath, Madame Goliath und Samson, gibt Meurant im *Bulletin trimestriel du Crédit communal de Belgique*, 1966, n⁰ 78, 179–190 (mit Abb.) unter dem Titel «Le cortège d'Ath du XVᵉ au XIXᵉ siècle». Neben dem Kampf von David gegen Goliath in Ath wird bis heute in der belgischen Provinz Hainaut auch noch der Kampf des hl. Georg mit dem Drachen vorgeführt, und zwar in Mons; darüber berichtet Meurant im oben erwähnten *Bulletin*, 1967, n⁰ 82, 181–190 (mit Abb.): «Le lumeçon de Mons». – Einen vierseitigen, allgemeinen Überblick «L'apparition des géants processionnels ou des géants de cortège aux anciens Pays-Bas» hat Meurant abgedruckt im 2. Band der Separata der *Actas do Congresso Internacional de Etnografia, Santo Tirso, 1963* (Lissabon 1965).

Für Ungarn führe ich zwei gehaltvolle Aufsätze vor; der eine stammt von *Z. Ujváry;* er beschreibt eine Ziegenmaske (eine «Habergeiss»): «Un masque d'animal d'origine slave dans les coutumes populaires de la Hongrie Orientale», in: *Slavica* (Universität Debrecen) 7 (1967) 169–183, 8 Abb. (mit weiteren Literaturangaben; die Verbreitung dieser Maske sollte einmal auf einer europäischen Karte versucht werden; erst dann könnte man vermutlich zu gesicherten Theorien über ihren Ursprung gelangen). Die andere Abhandlung stammt von *T. Dömötör* und *E. Eperjessy;* sie behandelt die Regenmädchen: «Dodola and other Slavonic folk-customs in County Baranya (Hungary)», in: *Acta Ethnographica* (Budapest) 16 (1967) 399–408, 9 Abb.; erwähnt sind auch Texte von Regen- und anderen Bittliedern.

Eine genaue Bestandesaufnahme der «Faschingsbräuche in der Gottschee», gegliedert nach Orten und nach Brauchtumselementen (Tage, Masken, Fasching begraben oder verbrennen, Blochziehen usw.) gibt *Richard Wolfram* in der Festschrift für Hanns Koren «*Zur Kulturgeschichte Innerösterreichs*» (Graz 1966) 122–149. Die Aufnahme stammt von ungefähr 1932; sie stellt das Brauchtum der damaligen deutschen Siedler in der slovenischen Gottschee dar, das wohl kaum mehr in allen Zügen erhalten geblieben sein dürfte.

Neuere Krippenliteratur. Die gesamte Krippenforschung hat einen verdienstvollen und wirkungsstarken Antrieb vor allem durch *Alfred Karasek-Langer*, den Gründer und Leiter der Forschungsstelle für ostdeutsche Volkskunde in Bischofswiesen (D – 8242), erhalten.

Mit unermüdlichem Eifer wertet er archivalische Bestände zur vollständigen regionalen Erfassung von Krippendaten aus. Als Beispiele hiefür mögen angeführt sein (sie finden sich leider vielfach in recht schwer greifbaren Lokalzeitungen und -zeitschriften): Prager Kirchenkrippen vor dem Dreissigjährigen Krieg, in: Prager Nachrichten (Rudolf Hemmerle, München 25), Nov./Dez. 1967 (Nr. 11/12/XVIII) 1–3. – Die Architektenkrippe zu Eger vom Jahre 1659, in: Egerer Zeitung, Dez. 1967 (Nr. 12, Jahrgang 18) 225f. – Krippenkunst und Krippenbrauch in Iglau während des Barock, in: Mährischer Grenzbote (G. Rippl Kaiser Friedrich-Ring 32, Wiesbaden) Dez. 1967 (Nr. 24) 2–4. – Josef Brandstetter, ein Tiroler Krippenbauer zur Zeit des Frühbarock in Bayern, in: Der Bayerische Krippenfreund (Dez. 1967; Nr. 182) 67–72. – Heilige Gräber «nach deutscher Gewohnheit» um 1700 bis 1750. Aufgezeigt an Beispielen aus Böhmen, Mähren und Schlesien, in: Der Bayerische Krippenfreund (Sept. 1967; Nr. 181) 43–50. – 400 Jahre Weihnachtskrippe in der Grafschaft Glatz, in: Grafschaft Glatzer Heimatblätter (Heidelberg) 19 (1967; Nr. 12, Dez.) 254–258, 2 Abb. – Geschichte der Weihnachtskrippe im Adlergebirge, in: Mei Heemt (Hrsg. vom Landschaftsrat Adlergebirge) 16 (Dez. 1967), Nr. 8, 1–6. – Der oberösterreichische Jesuit Martin Gottseer (1648–1731) als Krippenbauer in Sachsen, Ungarn und Schweden, in: Oberösterreichische Heimatblätter 21 (1967) 42–57. – Stand und Aufgaben historischer Krippenforschung am Niederrhein. Ein Nachweis ungenutzter barocker Archivquellen, in: Rheinisch-westfälische Zs. f. Vk. 14 (1967) 8–41. – Ferner von *Josef Lanz*, Krippenschnitzerei im Erzgebirge, in Mei' Erzgebirg', Heimatblatt für die Landkreise Pressnitz-Weipert und St. Joachimsthal 14 (Dez. 1967 u. Jan. 1968), Nr. 159 u. 160. – Einen grossartigen Überblick findet man neuerdings bei *Lenz Kriss-Rettenbeck*, Anmerkungen zur neueren Krippenliteratur, in: Bayerisches Jb. f. Vk. 1966/67, 7–36. – Über volkstümliche Weihnachtskrippen gibt es einen Prager Ausstellungskatalog: *Helena Johnová*, Lidové jesličky. Prag, Národní Muzeum, 1967. 34 S. Text (nur in tschechischer Sprache) mit 11 eingeklebten Farbbildern, 24 Taf. – Einen kleinen hübschen Katalog über «Krippen und andere Weihnachtsdarstellungen aus dem Ybbstal und dem Erlaftal» hat die Kammer für Arbeiter und Angestellte in Scheibbs (Niederösterreich) anlässlich einer Adventausstellung 1967 herausgebracht. Text von *Hans-Hagen Hottenroth;* VI S. Katalog, 10 S. Text, 16 Abb. auf Taf.

Lewis Miller, Sketches and Chronicles. The reflections of a nineteenth century Pennsylvania German folk artist. Introduction by *Donald A. Shelley*. York, Pennsylvania, The Historical Society of York County, 1966. XXII S., 160 Farbtafeln, Index 161–185. – Die Historical Society of York County besitzt sechs Bände gefüllt mit Skizzen von Lewis Miller, welche eine richtig lebendige Chronik seiner Zeit darstellen; sie sind das Werk eines «Volkskünstlers», der von seinen Skizzen sagt: "I myself being there upon the places and spot and put down what happened." Von Beruf war er Zimmermann und Schreiner; das erklärt auch die Exaktheit seiner Beobachtungen im Hausbau. Aber auch alle seine Darstellungen des täglichen Lebens sind chronikgetreue Wiedergaben, die uns in vorzüglicher Weise die Kultur des Pennsylvania Deutschen zeigen. Die Texte, welche er seinen Bildern beigibt, sind in Englisch, Deutsch und sogar in Latein. Miller steht mit seinem Lebenswerk (1796–1882) zwischen den frühen «Frakturschriften» und der Genremalerei des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Das Buch stellt mit der Wiedergabe von 160 Farbseiten (farbige Lithographien) eine ganz hervorragende verlegerische Leistung dar.

Hans Bleibrunner, Andachtsbilder aus Niederbayern. *Beilage zum Amtlichen Schul-Anzeiger für den Regierungsbezirk Niederbayern*, 1. Dez. 1968, Nr. 6, 58 S., Abb. – In Anlehnung an Gugitz macht der Verfasser den Versuch – leider an etwas abgelegener Stelle –, alte Andachtsbilder aus Niederbayern zusammenzustellen. Die meisten stammen aus der Sammlung Kriss im Bayerischen Nationalmuseum. Ausgewählt sind Wallfahrtsbilder mit dem entsprechenden Gnadenbild; alle gehören der barocken Druckgraphik an. Im allgemeinen hat der Verfasser für jeden Wallfahrtsort ein Bild ausgewählt und dazu einen

kurzen Text über die Wallfahrt und das Gnadenbild verfasst; er führt auch die vorhandene Literatur an. Das kleine Heft wird damit zu einem wertvollen Beitrag zur Wallfahrtskunde Niederbayerns.

Hans Hochenegg, Innsbrucker Kleindrucke. Innsbruck, Selbstverlag des Stadtmagistrates, 1965. 44 S., Abb. (Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv Innsbruck, 28). – Hochenegg stellt in einer reizvollen und anregenden Plauderei eine Menge von «Kleindrucken» zusammen, wie z.B. Erlasse, Beichtzettel, Einladungskarten, Gebührenscheine, Neujahrsentschuldigungskarten. Besonderes Augenmerk richtet er auf die verschiedenen Bruderschaftsdiplome. Auch die Haydn-Hymne auf «Gott erhalte Franz, den Kaiser» ist mit mehreren Textvarianten belegt. Als Seltenheit erwähnt er ein Wallfahrtsbildchen von 1812, dessen Kupferplatte sofort nach Erscheinen von den bayrischen Behörden aus politischen Erwägungen eingezogen wurde.

Musée national d'ethnographie à Varsovie. L'icône en Pologne et ses métamorphoses. Catalogue de l'exposition, Varsovie 1967. Einleitung: *Ksawery Piwocki;* Text: *Stanisław Szymański.* 16 (unpaginierte) S. Text (polnisch und französisch), 16 Farbtaf. – Die Ausstellung wollte nicht eine Schau der erlesensten russischen Ikone bieten, sondern diejenigen Typen zeigen, die in späteren Nachbildungen zu volkstümlichen Äusserungen geworden sind. Zugleich lässt sich das Aufeinanderstossen von Elementen aus der orthodoxen und der katholischen Kirche schön aufzeigen. Der Katalog ist für den Volkskundler gerade wegen der Abbildungen von volkstümlichen Ikonen wichtig und aufschlussreich.

Rudolf Schenda, Tausend französische Volksbüchlein aus dem neunzehnten Jahrhundert. *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 63 (1968) 465–551, 8 Abb. – Eine mühsame und bewundernswerte Titelaufzählung, die Schenda hier vorlegt! Aber damit ist im Grunde noch nicht viel über den Nutzen dieser Arbeit ausgesagt; sie ist ein prächtig auswertbarer Beitrag zur europäischen Trivialliteratur und Literatursoziologie. Schenda ging es darum, eine grössere Zahl populärer Heftchen und Büchlein – unter Ausschluss der Flugblätter und Bilderbogen – des 19. Jahrhunderts zu erfassen und damit die Möglichkeit für europäische Vergleiche zu bieten. Die Einleitung gibt auf zwei Seiten einen überlegenen Überblick zum Thema. Das Material wird leicht verwendbar durch die höchst verdienstlichen Verzeichnisse der Drucker, Verleger und Buchhändler, der Druck- und Verlagsorte, der Autoren und der Sachen.

Rudolf Schenda, Bücher aus der Krämerkiste. *Jubiläumsband «Rückblick für die Zukunft»* (Reutlingen, Verlag Ensslin & Laiblin, 1968) 107–134, 7 Abb. – Im Rahmen eines Beitrages zu einer Verlags-Festschrift gibt Schenda einen köstlichen Einblick in den Druck und den Handel von populären Reutlinger Heften, wie sie vor allem um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert massenhaft verbreitet wurden. Sie haben zur volkstümlichen Bildung in einem Ausmass beigetragen, von dem wir uns heute kaum mehr eine Vorstellung machen können. «Der Hausierer war der mächtigste Lesestofflieferant des 18. und 19. Jahrhunderts», sagt Schenda mit Recht.

Jacob Grimm, Circular wegen Aufsammlung der Volkspoesie, Wien 1815. Facsimile. Mit einem Nachwort von *Kurt Ranke*, hrsg. von *Ludwig Denecke*. Kassel, Brüder Grimm-Museum, 1968. 11 S., 1 Bild. – Der zweiseitige Zirkularbrief, versehen mit den handschriftlichen Angaben von Jacob Grimm über die Versandzahlen – rund 360 Briefe wurden verschickt – ist ein grossartiges Dokument für den geradezu modernen Weitblick und die Art der Sammeltätigkeit vor allem von Jacob Grimm. Kurt Ranke stellt ihn in seinem Nachwort (dem man die Freude über dieses Dokument in jeder Zeile nachspürt) in den Zusammenhang der volkskundlichen Befragungswerke. Zwar, so sagt Ranke, handelt es sich hier vielmehr um ein Programm und eine Einladung zur Mitarbeit vieler an einem

gemeinsamen Werk, getragen von einem Verein. Wer aber dieser Verein war, wer die Briefempfänger waren, und welches die Reaktion auf den Brief und die Ergebnisse waren, bleiben zum grossen Teil ungelöste Fragen. Ranke trägt in zurückhaltender, sprachlich formschöner Weise seine Vermutungen hierüber vor.

Caterina Percoto, Contes du Frioul. Choix et préface par *Gianfranco d'Aronco*. Udine 1967. 87 S. – Caterina Percoto starb 1887; in ihrer ladinisch-friulanischen Heimatsprache schrieb sie etwa 20 Legenden und Kurzerzählungen auf, die sie von Gewährsleuten hörte und in «formvollendeter Sprache» wiedergab, wie der Herausgeber d'Aronco sagt, dem das Verdienst zukommt, diese reizvollen Geschichten in französischer Fassung wieder zugänglich gemacht zu haben. Wenn auch der «Erzähl-Dokumentationswert» in verschiedener Hinsicht beeinträchtigt sein dürfte, ist bestimmt das «Motiv» als Belegaussage geblieben. Besonders hübsch ist die Erzählung von der Entstehung des Maulbeerbaumes und der Seidenraupen: der liebe Gott liess den Baum zur Linderung von Hiobs Schmerzen wachsen, als er mit Ausschlag behaftet auf dem Misthaufen lag.

Hans Commenda, Sagen in und um Linz. Linz, Institut für Landeskunde in Oberösterreich, 1968. 48 S. (Sonderdruck aus Oberösterreichische Heimatblätter 21, 1967, Heft 3/4). – Der Verfasser hat aus dem Schrifttum (86 bibliographische Nummern) alle erreichbaren Sagen und Legenden zusammengestellt, die an Linz und desssen nähere Umgebung anknüpfen; wir erhalten somit wieder eine Sammlung von Sagen, wie sie in einer Stadt bis in unsere Tage erzählt werden. Jede Nummer ist mit der Herkunftszahl versehen; auf Motivvergleiche und weitere Angaben ist verzichtet.

Jože Stabéj, Die alten Wallfahrten der Slowenen an den Rhein, in: Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 78 (1967) 97–160, 2 Abb. – Auf die slovenische Fassung dieses bedeutsamen Beitrags zum Thema der Fernwallfahrten hatten wir schon in SAVk 61 (1965) 233 hingewiesen. Wir sind froh, dass nun eine gute, «gestraffte», deutsche Übersetzung vorliegt, weil wir hier doch über frühe Wallfahrten – und, damit im Zusammenhang stehend, über vereinzelte Kultübertragungen – sehr genau unterrichtet werden. Vor allem liegt nun eindeutiges Beweismaterial vor, dass die slovenische Verehrung der heiligen Dreikönige auf diese Wallfahrten zurückzuführen ist; rheinische Dreikönigszettel und Haussegen finden sich in Slovenien öfters. Einen besonderen Hinweis verdienen die Kapitel über die Pilgerwege und -herbergen, über das Leben der slovenischen Wallfahrer im Rheinland, wo sie oft längere Zeit weilten, und über die interessanten Miscellanea, die am Schluss unter dem Verlegenheitstitel «Volkskundliches» zusammengefasst sind.

Emile Donckel, «Also besucht man für das Rind-Vieh Albinum». *Collection des Amis de l'Histoire*, fasc. 7 (Luxembourg, Imprimeur P. Linden, 1967) 103–121, 2 Abb. – Abbé Donckel ist ein vorzüglicher Kenner des religiösen Brauchtums in Luxemburg; er hat bereits eine stattliche Zahl von Aufsätzen über die mannigfachsten Themen geschrieben, die allerdings ausserhalb seines Landes nur wenig bekannt sind, weil sie meist in lokalen Periodica publiziert wurden. Wie umsichtig der Verfasser vorgeht, zeigt sich sehr schön an seiner neuen Studie über den Viehheiligen Albinus. Auf Grund einer Umfrage in den einzelnen Ortschaften von Luxemburg ergibt sich klar, dass die Verehrung als Viehhelfer erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts aufkommt. Es gelingt Abbé Donckel nachzuweisen, dass der Albinuskult von Malmédy über zwei Zwischenstationen nach Luxemburg gelangt ist.

Slovenski Etnografski Muzej, Ljubljana. Razstava: Lončarstvo na Slovenskem [Ausstellung: Töpferei in Slovenien]. 1968. 24 S., Abb., 1 Karte. Englische Zusammenfassung. – In diesem Katalog sind alle Angaben über die Geschichte und den heutigen Stand der Töpferei in den verschiedenen Regionen von Slovenien vereinigt – kurz, aber zuverlässig. Gute Photos von Töpferscheiben (im Betrieb) und Töpferwaren. Dazu eine Liste der heute noch arbeitenden 74 Töpfer in Slovenien. Wildhaber